Paed.th.
4463
l

Neues

und Unterhaltungsbuch

zur

Aufklärung des Verstandes

und

zur Veredlung des Herzens

von

Friedrich Selbiger.

Berlin.
Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.
(Brüderstraße Nr. 11.)

XI. H. 82.

~~192~~

854

Paed. pr. 4463 e

7528811

149/15/83

1386.

14/190/5

20 L 1/299
Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Pag: 86.

Neues Lese- und Unterhaltungsbuch

zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens

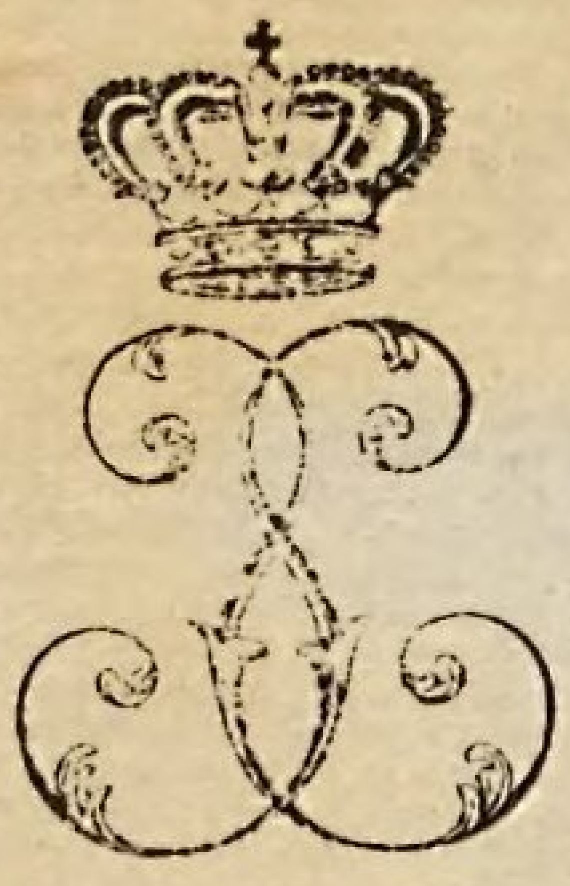
von

FRIEDRICH SELBIGER.

Pag: 92.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin.
Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.
[Brüder Str: No. 11.]
F. Jättnig sc.



Inhalt.

I. Erzählungen zur Kunde einiger Völker und Blicke auf einzelne Menschen.

Seite

1. Kunstfleiß der Indier. 1
2. Die Kosaken. 4
3. Die Kalmücken. 6
4. Kirgisen und Baschkiren. 9
5. Mongolen (Mogolen), Islamen und Mohren. . 10
6. Nogaische und Krimmsche Tataren. . . . 18
7. Blicke auf die Perser. 20
8. Alfred, der Tapfere und Kluge, Gerechte und Menschenfreund. 31
9. Mahomet. 41
10. Der hochherzige Winzingerode. 43
11. Heinrich und Gisbert. 45
12. Die Eroberung von Calais. 55
13. Christoph Colomb. 66

Seite
14. Der genügsame Curius Dentatus. 80
15. Gutmüthigkeit. 81
16. Der Vaterlandsfreund, Mucius Scävola. . . 87
17. Der Flötenspieler Young. 89
18. Mutterliebe. 91
19. Das Kind und die Taube. 92

II. Fabeln.

1. Die Wohlthaten, oder die Biene und das Schaf. 93
2. Ein Hahn und ein kostbarer Stein. 94
3. Der Fuchs und die Weintrauben. . . . . —
4. Eine Katze und ein Hahn. 95
5. Ein Schaf und eine Krähe. . . . . . . —
6. Eine Schlange und ein Amboß. 96
7. Ein Hirsch und ein Schaf. . . . . . . —
8. Der Hund mit dem Fleische. 97
9. Der Haushahn und der Hund. . . . . . —
10. Ein Hirsch, der sich im Wasser sah. . . . 98
11. Der Löwe und sein Sohn. 99
12. Die gefangene Maus. 100
13. Ein Spitz und eine Pudelschar. 101
14. Die Biene und die Ameise. . . . . . . —
15. Die Stahrenschar und ein Schwan. 102

Seite

16. Zwei Raben und ein Käse. 103
17. Der Löwe und das Aeffchen. 104
18. Der Hirsch, das Pferd und die Eule. . . . 105
19. Die Feldmaus und die Stadtmaus. . . . 107
20. Die Spinne und eine Fliege. 109
21. Die Gänse. 110
22. Die jungen Schwalben. 111
23. Ein Esel, ein Fuchs und ein Löwe. . . . 114
24. Der alte Löwe. 115
25. Zwei Sperlinge. 116
26. Ein Wanderer und ein Irrlicht. 117
27. Ein Wanderer und eine Quelle. 118

III. Gedichte.

1. Der Frühling. 119
2. Der Frühlingsmorgen 120
3. Der Frühlingsabend. 122
4. Frühlings-Lieblichkeit. 123
5. Der Sommer. 124
6. Der Sommer und die Ernte. 126
7. Der Sommerabend. 127
8. An die herbstliche Natur. 129
9. Die Herbstnacht. 132

Seite

10. Herbstlied. 133
11. Der Herbst. 134
12. Der Herbstmorgen. 137
13. Des Herbstes Schönheit. 138
14. Die Winterlandschaft. 140
15. Beim Sonnenuntergange, am ersten Januar. . 142
16. Dank für den Winter. 143
17. Winter-Oede. 144
18. An den Winter. 146
19. Die Eisfahrer. 149
20. Der Eislauf. 150

I. Erzählungen zur Kunde einiger Völker und Blicke auf einzelne Menschen.

1. Kunstfleiß der Indier.

In der Provinz Kaschemir, welche zu den Ländern des großen Moguls gehört, werden die schönsten wollenen Shawls verfertigt. Sie sind 3 Ellen lang und eine Elle breit, und man hat sie zu verschiedenen Preisen, bis zu 300 Rthlr. das Stück.

In Bengalen werden eben dergleichen Shawls angefertigt. Die Wolle dazu kommt aus so fernen Gegenden von Thibet, daß man einen ganzen Monat braucht, um sie nach Kaschemir zu bringen. Sie ist ursprünglich dunkelgrau, und wird in Kaschemir durch eine gewisse Zubereitung aus Reißmehl gebleicht. Man findet jetzt höchstens 16000 Weberstühle für Shawls.

Die Indier verfertigen, wie die Tschineser, ein grobes Papier aus Bambos-Rohr.

Die in Surate gebaueten Schiffe dauern 200 bis 300 Jahr. Sie werden aus dem Holze des Theka=Baumes erbauet. Außerdem trägt auch das starke Bestreichen der Schiffe mit einer aus Harz=Oel und Kalk bestehenden Materie, Sarangusty genannt, nicht wenig zur längeren Dauer derselben bei.

Zu Balassor, in dem Meerbusen von Bengalen, fertigt man aus Baumwurzeln eine sehr schöne Art von Zeugen, die eine äußerst angenehme graue Farbe haben, und den Namen des Ortes, wo sie gefertigt werden, führen. Eben so fertigen die Einwohner von Bengalen aus Baumrinde einen Zeug, der unserer Gaze gleicht. Er ist gewöhnlich gestreift, verschiedenartig gefärbt, sehr leicht und wird hauptsächlich zu Bettvorhängen gebraucht. Seiner Schönheit und ziemlichen Dauerhaftigkeit ungeachtet ist er doch sehr wohlfeil. In Bengalen wird auch noch eine Art Musseline, Jamdani genannt, angefertigt, die mit goldenen, silbernen und seidenen Blumen durchwirkt, und von vorzüglicher Schönheit sind. Man kann sie aber selbst n Bengalen selten bekommen.

Die Mauren aus Patna ziehen aus allen Blumen wesentliche Oele. Sie nehmen Körner von Sesamnunn, das sie in großer Menge bauen. Diese werden etwa 12 Stunden in Wasser einge=

weicht, dann in der Sonne getrocknet und ein wenig gestampft, um die Haut davon abzulösen. Hierauf werden sie zwischen zwei Stücken grober Leinwand stark gerieben, dann geschwungen und nochmals zum Trocknen an die Sonne gelegt. Nun wird in ein inwendig mit Firniß überzogenes Gefäß eine 2 Zoll hohe Schicht von den Blumen gelegt, denen man die Essenz (das Geistige) ausziehen will. Auf diese Blumenschicht werden einen Zoll hoch Sesamkörner geschüttet. Dann kommt eine zweite Lage von Blumen, auf diese wieder Sesamkörner, und so abwechselnd fort, bis das Gefäß eingedrückt voll ist. Hierauf wird es hermetisch (luftdicht) verschlossen, und 14 Tage ruhig stehen gelassen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die indeß trocken gewordenen Blumen herausgenommen, und andere an ihre Stelle gethan, ebenfalls in abwechselnden Schichten mit denselben Sesamkörnern. Hat man dies Verfahren zum dritten Male wiederholt, so findet man die Körner von dem eingesaugten Blumenöl dick aufgeschwollen. Diese werden nun ausgepreßt, und das Oel wird in Flaschen gefüllt, die man gut verstopfen, aber nur halb voll machen muß, weil die Sonnenhitze, welcher die Flaschen nunmehr 10 bis 12 Tage ausgesetzt werden müssen, den Raumgehalt des Oels beträchtlich ausdehnt. Das wesentliche Oel ist flüchtig und wird

durch die Sonnenhitze noch mehr in die Höhe gezogen; es befindet sich daher in den Flaschen ganz oben. Baumwolle wird in die Flasche getaucht, und alles oben befindliche Oel herausgezogen. Auf diese Art bereiten die Einwohner von Patna unter andern das so berühmte und kostbare Rosenöl, so wie auch noch verschiedene andre Arten von köstlichen Oelen.

---

2. Die Kosaken. *)

Sie sind eigentlich Tscherkessen und bewohnten schon im 10ten Jahrhundert die jenseit des Cubanflusses belegenen Gegenden. Die dasigen Frauen sind im ganzen genommen schön, und sehen in ihrer halborientalischen Tracht recht zierlich aus. Junge Personen haben eine frische Farbe; die vom mittlern Alter schminken sich, wie in Städten, durch Roth und Weiß. Auch die Gestalt der Männer bei den echten Kosaken ist viel schlanker, als die Gestalt der übrigen Russen, und ihre Gesichtsbildung ist im Ganzen schöner und ausdrucksvoller.

Die jetzigen kleinrussischen Kosaken sind eine Mischung von Tscherkessen, von Tataren und von Russen. Diese letztern flüchteten zur Zeit der pol-

---

*) Dieser Name bedeutet leicht bewaffnete Krieger.

nischen Herrschaft und der tatarischen Einfälle in Rußland, in die Gegend des Dnieper, Bug und Dnester. Nach ihren verschiedenen Stämmen erhielten sie auch verschiedene Namen, wie Saporoger (die mächtigsten von allen), asowische und ordinskische Kosaken ꝛc. Die donischen Kosaken wohnen in den Ebenen des Donauflusses bis ans asowsche Meer. — Dieser Kosakenstaat bildete sich um die Mitte des 18ten Jahrhunderts, und wurde seinen Nachbarn bald gefährlich. Das Land der Kosaken ist eigentlich keine russische Provinz, sondern hat seine eigene Regierung und Verfassung, und steht unter einem Ataman (Hettmann) oder Oberanführer, der sich in allen Angelegenheiten gerade nach St. Petersburg wendet. Bei aller ihrer Unterwürfigkeit gegen die Befehle ihrer Obern haben sie einen edlen Freiheitsinn, den man bei den übrigen Russen nicht so findet. — Ein Corps leichter Reiterei von 20,000 Mann kann immer marschfertig seyn. Sie sind kühn und muthig. Die Fruchtbarkeit ihres Landes, und ihre übrigen Einrichtungen, macht sie wenig geneigt, den Ackerbau mit Eifer zu betreiben; sie bauen vielmehr nur so viel Getreide, als sie nothwendig gebrauchen. Bedeutender ist bei ihnen der Weinbau; sie keltern wirklich einige recht gute Arten, die den leichten französischen Weinen gleichen.

Die Kosaken begreifen sehr schnell und haben einen offenen verschmitzten Kopf, auch fehlt ihnen asiatische Feinheit keinesweges. Sie lieben den Trunk, schämen sich aber, die Trunkenheit öffentlich sehen zu lassen, was im übrigen Rußland nicht der Fall ist. —

---

3. Die Kalmücken.

Die Kalmücken, welche ihre Weideplätze zwischen dem Don und dem Flusse Sal haben, und von denen an der Wolga ziemlich verschieden sind, werden zu den donischen Kosaken gerechnet; auch sind sie, wie diese, in Regimenter von 500 Mann getheilt, von denen jedes unter einem Obersten und einem Major stehet. Die Kalmücken sind starke Leute, aber häßlich und ungestaltet. Sie sind ein Zweig der mongolischen Nation, die sich aber durch Gesichtszüge und Sprache von der tatarischen unterscheidet. Sie haben ein plattes und breites Gesicht. Ihre Augen sind außerordentlich klein. Statt der Nasenlöcher nimmt man blos zwei kleine Oeffnungen gewahr.

Die Mongolen (nämlich die in Europa befindlichen Kalmücken) wohnten ehedem im östlichen Sibirien, in der Gegend des Baikalsee's. Sie sind seit den ältesten Zeiten in 2 Hauptnationen getheilt ge-

wesen, in die eigentliche Nation (die Tschina unterworfen ist) und in die Urát. Die erstern bestehen aus vielen Stämmen, und die letztern zerfallen in vier große Abtheilungen, welches die Oirát, Oelöt oder Eleuthen (Kalmücken); die Choit, die Tümmüt und die Buráten sind.

Die sämmtlichen Urát stehen unter russischer Hoheit, zahlen eine mäßige Abgabe, und leisten, auch ohne Sold, Kosakendienste an der tschinesischen Grenze.

Nach einer alten unter ihnen herrschenden Sage soll der größte und mächtigste Theil der Oelöt einen Heereszug nach dem Kaukasus gemacht haben, und der zurückgebliebene Theil von den Tataren Chalimuk, d. i. Zurückgebliebene genannt worden seyn, woraus in Europa der Name Kalmück entstanden ist. Einige Stämme der Kalmücken haben noch bis jetzt ihre angeerbten kleinen Fürsten (Taischa). Die meisten haben aber nur Ssaißane zu Häuptern, deren Ernennung, so wie auch die Bestätigung der hohen geistlichen Würden von den verschiedenen Oberbefehlshabern abhängt.

Die Kalmücken sind in Ansehung der Gesichtsbildung von andern Völkern unterschieden durch Augenwinkel, die gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufen und flach ausgefüllt sind, durch

schmale, schwarze und wenig gebogene Augenbramen, und die kleine eingedrückte und gegen die Stirne zu breite Nase, durch die hervorspringenden Backenknochen und den mehr eckigen als runden Kopf. Sie haben ferner schwarzbraune Augensterne, breite und fleischige Lippen, große vom Kopf weit abstehende Ohren und durchgehends schwarze Haare. Sie sind sehr unsauber und haben einen großen Hang zum Stehlen und zum Müssiggange. Uebrigens sind sie offen und eherbietig gegen ältere Personen. — Im Kriege ist ihnen ihr vorzüglich feiner Geruch sehr nützlich, indem sie den Rauch eines Feuers oder feindlichen Lagers in der Ferne ausfindig machen. Dazu haben sie ein sehr feines Gehör und ein scharfes Gesicht. Durch das erstere entdecken sie in weiter Entfernung den Hufschlag des Pferdes und die heranrückenden Feinde, wenn sie platt an die Erde sich legen und das Ohr an den Boden halten. Ihr Gesicht aber übertrifft noch bei weitem ihr Gehör; sie bemerken in weiter Ferne die kleinsten Gegenstände und unterscheiden ganz genau, was für Truppen und wie viel gegen sie anrücken. — Sie sind vortreffliche Reiter; ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Bogen, Pfeilen, krummen Säbeln und langen Dolchen.

4. Kirgisen und Baschkiren.

Die Kirgisen sind ein Stamm der Tataren, theilen sich in 3 Horden, wovon jede ihr Oberhaupt hat, und nennen sich Kriegsleute des Chan Keryis. Sie führen ein Hirtenleben, und scheuen schwere Arbeit, sind aber dabei doch äußerst unternehmend und räuberisch, und verschonen bei ihren Streifereien selbst russische Besitzungen nicht. Dabei sind sie klug, listig und voll Tücke und Betrug. Sie verabscheuen Sklaverei und behandeln auch ihre Gefangenen nicht als Sklaven. — Wie die meisten nomadischen (umherziehenden) Völker Asiens wohnen sie in Zelten von Filz, die reinlich und geräumig sind. Ihrer sehr starken Viehzucht verdanken sie ihre Wohlhabenheit. Sie lieben Branntwein und Tabak; ihre Kleidung ist morgenländisch und besteht größtentheils aus gegärbten Fellen, Leinwand, Tuch und Kattun.

Die Baschkiren sind ursprünglich Tataren. Die Kirgisen geben ihnen den Namen Istaki, schmutzige Menschen; sie selbst nennen sich Båschkurt, d. h. Bienenmenschen, ein Name, den sie wegen ihrer guten Bienenpflege verdienen. Außerdem ist ihr Hauptgewerbe Viehzucht und Jagd. So lange sie ihr vornehmstes Hausgeräth, einen Schlauch aus Pferdehaut mit saurer Pferde- oder

Kameelmilch haben, sind sie froh und zufrieden, und sie thun Alles, um dieß zu erlangen. Die Männer sind gut gewachsen, haben aber durch das Reiten von früher Jugend an, einwärts gebogene Kniee.

Sie sind so wenig gewohnt zu Fuß zu gehen, daß ein Weg von einer halben Stunde den Tag über, sehr angreifend für sie ist. Sie haben eine Plattnase, kleine Augen, ein schmales Gesicht, große Ohren, und tragen einen Spitz- und Knebelbart; sie sind roh, träge und schmuzig, aber gastfreier, lebhafter und beherzter als die Kasanischen Tataren.

Im Essen und Trinken suchen sie ihres Gleichen; mit 10 bis 15 Pfund Pferdefleisch und eben so viel Kannen Kůmůs fürchtet sich keiner den Magen zu überladen. Wer es ihnen gleich thun kann, ist ihnen ein willkommener Gast. — Im Kriege stellen sie 3000 Mann Reiterei. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Bogen, Pfeile, Lanze, ein bärenfellener Köcher. Viele tragen auch Säbel, Flinten oder Pistolen. Sie sind gute Bogenschützen und treffliche Reiter, haben auch gute Pferde. Jeder Reiter kleidet sich wie er kann.

---

5. Mongolen, Mogolen, Islamen und Mohren.

Sie werden auch Tullukern von den Hindus genannt, — und sind diejenigen Mahomedaner,

welche seit Walid I. (im 8ten Jahrh.) in Hindostan (in Moultan) zuerst auftraten, und nachmals bestimmter unter Mahmoud sich dort, seit dem 10ten Jahrhundert fester setzten.

Da sie bald Herren über das in kleine Reiche getheilte Hindostan wurden, und nun mehrere Menschenspielarten, besonders Perser und Araber, einwanderten, zugleich eine große Anzahl der unglücklichen Hindus-Weiber raubten, und in ihre Serails steckten, so erwuchs daraus eine eigene Menschen-Varietät, welche von der Häßlichkeit der Urgestalt der Mongolen viel verlor. Darum sind sie höchstwahrscheinlich im Ganzen jetzt weit besser gebildet als ihr Urstamm. Wenn gleich der Farbe nach dunkler als jener, ist der hindostanische Mogul dennoch gut gebaut und von ansehnlicher Größe. Daneben ist ihm die körperliche Stärke, die Gewandtheit in den Waffen und im Reiten, und überhaupt die Kraft und das Talent zum Kriege seiner roheren Vorfahren verblieben; dabei weder durch die sehr kleinen Augen und ihren schieflaufenden Schnitt, noch auch durch die gepletschte Nase widrig. Indeß sind dennoch das schwarze Haar und das fast bartlose Kinn, so wie die Unansehnlichkeit und kleine Gestalt der Weiber verblieben.

Ihre Kleidung zeichnet sich besonders durch die Turbane und dadurch aus, daß sie ihre dünnen sei-

denen, wie Schlafröcke gestalteten Kleider von der Rechten zur Linken überschlagen. Uebrigens gehören ihre Trachten und Wohnungen, häuslichen Einrichtungen und Sitten ebensowohl den Türken als den Persern an.

Die Mogulen oder die Mohamedaner in Hindostan haben nicht nur wegen Gleichförmigkeit der Religion, sondern weil sie sich alle auf eine und dieselbe Art dem Lande einverleibt haben, nämlich durch Krieg und Eroberung, einen ihnen allen gemeinschaftlichen Charakter angenommen.

Dem Ursprung ihres Hierseyns gemäß, sind sie herrschsüchtig, despotisch, stolz, menschenverachtend, grausam. In Verhandlungen ernst und feierlich, in allen Ränken gewandt und abgeschliffen, sind sie verstellt und trugvoll, und so drückend der Hohe gegen den Niedern, so kriechend ist er gegen seinen Obern.

Dieser, aus den rauhen Gebirgen herabgestiegene rohe Nomade ward durch die Milde des hiesigen Klima's verfeinert, er ward in den schwelgerischsten Wollüstling umgeschaffen, und deshalb von unersättlicher Habsucht.

Im Aeußern liebt der Mogul die Pracht, und ist sinnlich bis zur übertriebensten Ausschweifung. Nur öffentlich zeigt er sich mäßig, denn im Innern des Hauses genießt er, selbst seinem Glauben

zuwider, die erhitzendsten Getränke, und der Große schwelgt im Serail von vielen hundert Weibern.

Nur in den schlechtern Sitten und Gewohnheiten haben sie sich den Hindus genähert. Lächerlicher Stolz theilt auch die Mongolen gleichsam in Casten. So haben sie z. B. auch die thörichte Gewohnheit, daß jeder Diener eines Europäers nur das zu thun sich schuldig glaubt, wofür er eigentlich angenommen ist; der Haarkräusler hält es unter seiner Würde, zugleich auf des Herrn Kleider Acht zu haben, und derjenige, welcher diese besorgt, würde die Stube niemals kehren. Daher die unnöthig angehäufte Anzahl der Bedienten.

Der Mogul zieht andere Religionsparteien zu seiner Religion herüber, und kein Mittel hiezu ist ihm zu schlecht oder zu hart.

Der kriegerische Staat der Mongolen hat das mit dem türkischen und ähnlichen Despoten-Staaten gemein, daß Alles von dem Willen und der Laune des Einzigen abhängt; und dies hier selbst fast noch bestimmter, da hier kein Mufti widerspricht, ja selbst der Koran nicht einmal in so hohem Ansehen steht als dort. Auch gehörten hier alle Ländereien dem Groß-Mogul; nur er war der einzige freie Güterbesitzer. In diesem blos kriegerischen Staate gab es dann nur einen militärischen Adel, der auf den im Felde geleisteten Diensten beruhete,

und besoldet ward; solche Besoldungen bestanden sehr häufig in Lehngütern (Jaghiren). Diese Adeligen hießen Omrahs, und hatten 3 Abstufungen. Jeder Omrah mußte (nach des Kaisers Akbar Einrichtung) zuvor Offizier (Mandsebar) gewesen seyn. Zum Omrah ward er feierlich eingeweihet, und erhielt außer einer bedeutenden Summe Geldes, 2 Elephanten, ferner einen mit Juwelen besetzten Säbel und Turban, oftmals auch eine Jaghire. Durch ein eigenes Adels-Diplom, das vor ihm mit Gepränge hergetragen ward, wurde dies Alles bestätiget.

Auf den Kaiser oder Großmogul folgt sofort der Vizier, der fast einzig das Reich regiert. Unter dem Vizier steht in Rücksicht der Länderverwaltung der Subah. Er wird aus den vornehmsten Omrahs gewählt, beherrscht eine ganze große Provinz als Statthalter, und hat mehrere Unterstatthalter, Nabobs (Nababs) unter sich.

Diese Nabobs oder Vizekönige der Provinzen sind indeß nur dem Vizier und also dem Kaiser selbst verantwortlich, werden auch nur von ihm eingesetzt.

Fonidhar heißt der höchste Beamte. Die bürgerliche Gewalt ist in den Händen des Daroga, oder Präsidenten des Gerichtshofes. Der Cazi, wohl einerlei mit Kadi, ist der Gesetzerklärer, in

Fällen, bei welchen die bürgerlichen Gesetze in die Religion eingreifen.

Die Waffen der Mongolen bestehen in Bogen und Pfeilen, Säbel und Lanzen, Luntenflinten und Pistolen für Kavallerie.

Die Kanonen von höchst schwerfälligem Bau sind ohne große Wirkung. Oft erfordert eine einzige Kanone 30 Paar Ochsen. — An Pracht herrscht in den Rüstungen des Großmoguls und der Omrahs übertriebene Verschwendung. Ihre Elephanten tragen oft Sitze (Haudas) von Silber, ja bei den Elephanten des Kaisers prangen diese Haudas sogar von Gold und Juwelen. —

Die Tänze und Schachspiele sind ein Zeitvertreib bei den Mongolen, eben so wie bei den Hindus. Auch ist der Tabak ein Haupthülfsmittel die Zeit zu vertreiben. Die Art, diese narkotischen Säfte einzusaugen, ist ganz sonderbar. Die Materien, welche geraucht werden, die man in Hindostan Chillum nennt, werden so vermischt: Zu dem sehr feinen, durch häufiges Waschen seiner Schärfe beraubten Tabak mischt man eingemachte Rosenblätter, ja selbst eingemachte Früchte und andere wohlriechende Zuthaten. Dieses Gemisch läßt man einige Wochen unter der Erde stehen, und hiedurch gewährt dieser dann sogenannte Chillum einen herrlichen Geruch.

Das Werkzeug selbst bestehet, erstlich aus einer Art von kleinem Kohlenbecken, in das der Chillum gelegt wird, und auf ihn Kugeln von zerstoßenem Reiß und von Kohlen. Darunter folgt sodann ein hohles Gestell, der Hukakrug, welcher zu einem glockenförmigen Gefäß führt, worin Wasser enthalten ist. In jenes paßt nun ein, mehrere Ellen langes, schlangenförmig gebogenes Pfeifenrohr, von überzogenem Silberdraht, der Rauch tritt dann beim Anziehen durch das Rohr in das Wasser, wird, indem er hindurch geht, nicht nur gekühlt, sondern von allem Unangenehmen gereinigt, und so gekältet und wohlriechend in den Mund gebracht. Das lange Rohr hat ein Mundstück von Gold oder Agat, und das Ganze ruhet auf einem zierlichen Tischchen von Silber, eingelegtem Holze, oder auch nur auf einer Matte. Ein eigener Bedienter, der Hakadabar, sorgt für die Fortdauer des Feuers, und für neuen Chillum, wenn jener verzehrt ist. —

Die Jagd wird leidenschaftlich getrieben.

Der Bau des Schädels der Mongolen kann selbst durch überwiegende Vermischung nicht vertilgt werden. Sie haben ohne Ausnahme gegen die Nase an etwas schief abwärtslaufende und flach ausgefüllete Augenwinkel, schmale, schräge und wenig gebogene Augenlieder, eine kleine, besonders platte Nase, nebst erhabenstehenden Backenknochen, dabei

einen runden Kopf und ein rundes Gesicht. — Ihre Ohren sind groß, und stehen vom Kopfe ab. Die Lippen sind breit und fleischig, das Kinn ist kurz. Einzeln stehende schwarze Barthaare, die bald weiß werden, und im Alter ausfallen, sind ebenfalls eine Eigenheit dieses Völkerstammes.

Die Mongolen sind von mittler Leibesgröße, ihre Weiber sind klein, dabei aber von zarter Bildung. Gekrümmte Schenkel und Beine sind fast allgemein, welche daher entstehen, daß die Kinder in der Wiege schon auf einer Art von Löffel beständig wie reitend sitzen, und sobald sie gehen gelernt haben, bei jeder Veränderung des Weideplazzes, zu Pferde reisen müssen.

Körper- und Gesichtsfarbe sind bei den Mongolen von Natur ziemlich weiß. Weil aber die Kinder männlichen Geschlechts, bei dem gemeinen Volke, ganz nackt und im Rauche der Jurte herumlaufen, und die Männer im Sommer, bis auf die Unterkleider, entblößt zu schlafen pflegen, so ist ihre Farbe gemeiniglich gelbbraun. Die Weiber sind weißer, und unter den Vornehmen giebt es sehr zarte weiße Gesichter, die von der Schwärze des Haars noch mehr erhöhet werden. Die Mongolen sind sämmtlich Nomaden, die in Filzzelten wohnen, die man gewöhnlich Jurten oder Kibitken (mongolisch Gär) nennt. Jene Jurten bestehen

aus grauen und weißen dicken Filzen, sind rund, ruhen auf einem Dachgerippe von Stangen, und können leicht aus einander genommen und mitgeführt werden. Sie haben auch nur einen Eingang, der mit einem Filzvorhang versperrt wird, und sind von Haarseilen umschnürt. Bei den Reichen sind sie mit geflochtenen Haarschnüren an den Kanten benähet. — Die Gottesverehrung wird jetzt in mongolischer Sprache gehalten. Ihre Tempel bauen sie von Steinen und Holz. Bei den nomadischen Stämmen sind es gewöhnlich nur große Filzhütten. Der große Lama ertheilt dem neuen Tempel, wozu Freiheiten erforderlich sind, einen Ehrennamen und widmet ihn dem Schutz eines Heiligen. Der Vordertheil muß nach Süden eine freie ebene Aussicht, der Hintertheil aber Berge und Anhöhen haben. Stelle, Bauholz und Materialien zum Bau eines Tempels werden ehrfurchtsvoll eingesegnet.

---

6. Nogaische und Krimmsche Tataren.

Die erstern nennt man auch jetzt Kubanische Tataren: ihr Wohnort Kuban ist eine Landschaft in Asien, hat ihren Namen von dem Flusse Kuban und unterwarf sich im Jahre 1726 den Russen. In vorigen Zeiten waren sie nomadische (umherziehende) Völker, jetzt sind sie aber fleißige Acker-

leute, bauen schönen Weizen und Hirse und verkaufen beides nach Koslof. Zum Reiten halten sie sich Pferde, zu ihren zweirädrigen Fuhrwerken aber Ochsen, die zwar klein aber sehr schnell sind. Ihre Nahrung besteht aus Pferdefleisch und Stutenmilch; ihre Wohnungen sind kleine Filzhütten, die oben ein Rauchloch haben, das durch eine Klappe geöffnet und geschlossen werden kann. Sie sind thätig und lebhaft, aber auch räuberisch und unruhig. In ihrer Heimath kleiden sie sich in Schafpelze oder in grobes Tuch, und ihre Mützen sind von Lämmerfellen und so klein, daß sie nur den Kopf bis an die Ohren bedecken.

Die Krimmschen Tataren haben noch viele Spuren der mongolischen Gesichsbildung und einen dünngesäeten Bart. Sie treiben besonders Viehzucht und Ackerbau. — Näher am Gebirge werden sie den Türken ähnlicher. Die Nahrung dieser Tataren ist mit Gewürzen zubereitet und fettes gesottenes Schaf- und Lamm- auch Füllenfleisch. Rinder schlachten sie selten. Der gemeine Mann ißt Pferde-, Schaf- und Ziegenfleisch; Milch- und Eierspeisen, Butter, die sie durch Schlagen bereiten und in Ochsenmagen füllen. — Honig und Brot, welches sie aus einem Gemengsel von Weizen, Roggen und Gerste zu bereiten pflegen. Ihr Getränk besteht aus zerriebenem und in Wasser zer-

lassenem Käse, den sie aus gestandener Milch bereitet haben; auch machen sie aus verschiedenen Obstarten Branntwein. Sie leben ziemlich mäßig, einfach und sorgenlos, kleiden sich im Sommer und Winter warm, und werden selten krank. — Sie bauen außer Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Hirse, auch Erbsen, Lein, Tabak und Wein; sie haben viele schöne Gartenfrüchte, als: Melonen, Gurken, Kürbiß, Erdbirnen, Kohl, Kohlrabi, Möhren ꝛc. — Erst in der Krimm wurden sie durch den eingeschränkten Raum des Landes und durch die Vermehrung der Menschenzahl, vielleicht auch durch das Beispiel der Griechen, Armenier und Genueser, zu Landbauern, da sie ursprünglich ein Hirtenleben führten.

---

7. Blicke auf die Perser.

Leibesübungen und Spiele werden bei den Persern nicht der Gesundheit wegen, sondern bloß zur Lust angestellt. Sie bestehen im Bogenspannen, in der Kunst, den Säbel zu führen, und das Pferd so zu regieren, daß der Reiter auf demselben gerade sitze, es in vollem Galopp laufen lasse, mitten im Lauf es ganz kurz anhalte, und alsdann Etwas, sey es was es wolle, ohne Mühe von der Erde aufheben könne. Auch sind sie ge-

schickt, mit dem Bogen, zu Pferde sitzend, nach einer goldnen Schale zu schießen, welche oben auf einem hohen Mastbaume befestigt ist. Der Reiter holt weit aus und reitet in vollem Galopp nach diesem Ort. — Kommt er an den Mastbaum, so schießt er seinen Pfeil ab, indem er sich mit dem ganzen Leibe rückwärts auf das Pferd legt. Das Kämpfen und Ringen ist nur für den Pöbel eine Leibesübung. — Jede Stadt hat ihre gedungenen Ringer, und vornehme Herren halten eine große Menge derselben. Auch das Fechten gehört zu den öffentlichen Belustigungen, und man findet in Persien auch Leute, die sich auf das Wettlaufen legen. Doch gehört diese letztere Art von Uebung nur für die königlichen Läufer. — Unter diese kann Niemand aufgenommen werden, der nicht in 2 Tagen, so lange die Sonne scheint, eine Bahn von anderthalb französischen Meilen 24 Mal durchlaufen kann. Der Läufer fängt von der großen Thür des Pallastes an, und läuft bis an eine Säule, welche die Gränze bestimmt. — Er nimmt aus derselben 12 Pfeile, einen nach dem andern weg, und muß also 12 Gänge, jeden von 3 Meilen thun. Der zu einem Wettlaufen angesetzte Tag wird als ein allgemeines Fest gefeiert. Der große Platz zu Ispahan, von welchem der Läufer kommt, und alle Straßen, die auf diesem Wege sind, werden mit

Tapeten behängt. Vor den Thüren des großen Pallastes stehen Tische voller Rauchpfannen, wohlriechender Wasser und anderer Erfrischungen. Hier hält sich der Läufer von Zeit zu Zeit auf, und läßt sich Wasser auf die Schultern und Füße gießen. Wenn er an die Säule kommt, nehmen ihn zwei von den stärksten Männern in die Arme, strecken ihn auf einen Teppich, und reichen ihm einen Trunk zur Erquickung. Durch diese Spiele, welche Gelenkigkeit und Kräfte erfordern, werden die Perser ungemein stark, und zugleich sind es solche, welche ihren Zeitvertreib ausmachen. Denn alle Wagespiele sind in ihrer Religion verboten, und die Polizei unterstützt dies Verbot, indem sie Verbrecher dieser Art hart und grausam bestraft. Das Schachspiel *) wird nur von einigen Standespersonen, aber nur selten gespielt; doch schätzen es die Perser sehr hoch, indem sie der Meinung sind, derjenige, welcher es gut verstehe, könne die Welt regieren. Eine Partie muß unter solchen, die das Spiel gut verstehen, wenigstens 3 Tage dauern.

*) Dieses Spiel ist die Frucht des ersten einzigen Gedankens eines großen ruhig forschenden Kopfes, da Alles darin bei seiner Einfachheit sich in höchster Vollkommenheit in einander füget. Behub ein junger wilder Regent Indiens zu Anfang des 5ten Jahrhunderts drückte auf das härteste sein Volk. Ein Bramin Nassir erfand dieses Spiel.

(Im Sanscrit, — der ältern hindostanischen Sprache — ward das Schachspiel Tschaturanga genannt, welches die 4 Angus (Theile eines Heers): Elephanten, Pferde, Wagen und Fußsoldaten, bedeutet. Von hier ward das Spiel in dem westlichern Morgenlande bekannt; daher heißt es verstümmelt in Persien Tschatrang. Die Araber, welche sich dieses Reichs bemächtigten, veränderten den Namen in Schatran. Europa erhielt dieses Spiel durch die Kreuzzüge, und auch hier erlitt es Veränderungen. So verwandelte sich jener bedeutende Name im Abendlande in Scacchi, Echec, Chess und Schach, und sonderbar genug trifft es endlich mit dem englischen Worte Check, d. h. Stoß, Unglück, Regierung zusammen). —

Der Aufwand der Perser in Ansehung der Dienstboten ist besonders groß. Zwar pflegt man in Indien weit mehr Dienstboten zu halten, als in Persien, allein 10 Dienstboten dort kosten nicht so viel als 3 in Persien; denn sie haben gemeiniglich Frauen, und da zu deren Erhaltung viel gehört, so sind sie genöthigt, ihre Herrschaften, wo nur irgend sich Gelegenheit dazu findet, zu bestehlen und zu betrügen. — Auch in Kleidern und Pferdegeschirren ist der Perser Aufwand übermäßig.

Personen von Stande lassen ihr Pferdegeschirr gemeiniglich mit Silber, Gold und Steinen besetzen.

Einige lassen das Leder der Länge nach mit Dukaten belegen, um nur die Fassung (Form) für Goldschmiedearbeit nicht bezahlen zu dürfen. Die Sättel sind hinten und vorn mit gediegenem Golde besetzt, und die Schabracken, von den unsrigen ganz verschieden, sind gleichfalls reich geschmückt. —

Das Heirathen ist unter den Persern eine Handlung, zu welcher, nach den Gesetzen des Korans, *) ein jeder Muselmann **) verbunden ist. Schon als Jünglingen im 16ten oder 17ten Jahre steht es den Persern frei, sich zu verheirathen. Diejenigen, welche sich heirathen, kennen gemeiniglich einander vorher kaum dem Namen nach. Man bedient sich zu diesen Unterhandlungen gewisser dazu brauchbare Weiber, und wenn der Vorschlag angenommen ist, auch die Eltern von beiden Seiten in den vorläufigen Punkten sich geeinigt haben, so geht der Bräutigam mit seinem Vater in das Haus des Vaters der Braut. Dieser empfängt und umarmt den Bräutigam, begiebt sich aber alsdann aus der Gesellschaft, weil er dem Vergleich nicht beiwohnen darf; denn man fürchtet, daß der Brautvater dem Bräutigam Hindernisse in den

*) Koran ist das muhamedanische Gesetzbuch, oder Glaubensbuch.

**) D. i. Rechtgläubiger, oder Gläubiger an Muhameds Lehre.

Weg legen und ihm seine völlige Freiheit einschränken möchte. Der Heirathsvertrag wird in einem besondern Zimmer in Gegenwart des Bräutigams, des Priesters und der Unterhändlerin von beiden Seiten aufgesetzt. Sind die Beisitzer dieses Vertrags einig, so heischt es ihre Pflicht, über die Erfüllung desselben mit aller Strenge zu halten. Die Braut verfügt sich mit einem Weibe in ein nahe anliegendes Zimmer, und der Priester geht dann zu ihr, um sie zu fragen, ob sie das genehmige, was der Geschäftsverwalter ausgemacht hatte. Beantwortet sie dies mit Ja, so wird die Heirath von dem Geschäftsverwalter als geschlossen angekündigt, und der Cadi (Unterrichter, Stadtrichter) untersiegelt den Vertrag, läßt ihn auch von den Verwandten beider Familien besiegeln. Die Verlobte nimmt diesen Heirathsvertrag zu sich; soll er gültig seyn, muß er mit 10 Siegeln versiegelt seyn. Nun begiebt sich Jeder wieder nach Hause, und am folgenden Tage schickt der Bräutigam seiner Braut einen gewissen Theil seines Vermögens, zugleich aber die nöthigen Kleider und Edelsteine. Diese schickt dem Bräutigam auch Etwas. Die Hochzeit geschieht in dem Hause des Bräutigams und dauert gewöhnlich 10 Tage lang. An den ersten 9 frohen Tagen darf die Braut nicht Theil daran nehmen. Am 10ten Tage des Abends wird sie dem Bräutigam

mit vieler äußern Pracht und freudigem Trompetenschall, unter Begleitung einer Menge von Weibern zugeführt. Ist sie vornehm, so wird sie in einem Behältniß getragen, das wie eine Wiege gemacht ist und Cainas heißt. — Verlobte von geringer Abkunft gehen zu Fuß oder reiten auf Pferden. Gemeiniglich ist die Braut mit 2 kostbaren Schleiern umhangen. Der eine bedeckt den ganzen Körper, der andere hängt bis zum Gürtel herunter. Sie haben nämlich den Wahn, neidische und eifersüchtige Weiber könnten sie dann nicht bezaubern. Ist sie in dem Hause des Bräutigams angekommen, so wird sie von den Weibern in ein dunkles Zimmer geführt, entkleidet und ins Bette gelegt. Kurz darauf geht eben dies mit dem Bräutigam vor. —

Bis ins 7te Jahr lassen alle Mädchen sich öffentlich ohne Schleier sehen. — Oft wird ein Mädchen schon sehr jung verlobt und wartet nachher so lange, bis sie nach dem Gesetz sich öffentlich vermählen darf. Die Ehescheidung ist eine leichte Sache.

Wenn jemand in einem Hause tödtlich krank ist, so legt man auf dem platten Dache kleine Feuer an, um die Vorbeigehenden zu erinnern, Gott um die Erhaltung des Kranken anzuflehen. Zugleich ruft man Mollas (Geistliche) herbei, die dem Sterbenden alle seine begangenen Sünden vorhal-

ten, und ihn zur aufrichtigen Bereuung derselben ermahnen müssen. Der Kranke antwortet bei jedem ihm vorgehaltenen Punkte: Taube, d. h. es gereuet mich. Alsdann muß er in Gegenwart des Priesters sein Glaubensbekenntniß ablegen, und wenn er schon so schwach ist, daß er nicht mehr reden kann, so beten die Anwesenden alle für ihn, lesen auch wohl so lange einige Stellen aus dem Koran, bis er völlig geschieden ist. Sobald der Kranke seinen Geist aufgegeben hat, so erheben die Anwesenden ein solches Geschrei, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft, um die Leidtragenden zu trösten. Diese Alle, denen der Verlust des Gestorbenen nahe geht, zerreißen ihre Kleider, raufen ihre Haare aus, zerfetzen ihr Gesicht, schlagen sich vor die Brust, und geben überhaupt Zeichen der äußersten Betrübniß von sich. Besonders zeichnen sich die Weiber im Heulen und Wehklagen vorzüglich aus und scheinen ihre Traurigkeit bis zur Verzweiflung zu treiben. Bei jeder Zusammenkunft, wo des Gestorbenen erwähnt wird, loben sie ihn auf das herrlichste. Diese Lobeserhebungen aber enden gemeiniglich mit einem gräßlichen Geschrei. —

Ist der Kranke erblaßt, so ertheilt man dem Cadi sogleich Nachricht davon und bittet um Erlaubniß, den Todten waschen und begraben lassen zu dürfen. Dann gehen sie zum Mordichour

(dem gerichtlich=gesetzten Todtenwäscher). Dieser entkleidet den Leichnam, und dessen Kleider kommen ihm, den Rechten nach, zu. So lange der Leichnam ungewaschen da liegt, wagt man es nicht, ihn anzurühren, weil er für unrein gehalten wird. Das Abwaschen geschieht auf folgende 3 Arten: zuerst mit gewöhnlichem reinen Wasser, worin ein Strauß von Zürgelbaumblättern liegt, nachher mit einer gewissen Art Kampherwasser, und drittens mit Brunnenwasser. Bei dem letzten Abwaschen werden alle Oeffnungen des Leichnams mit Wolle verstopft. Man wickelt den Leichnam in ein weißes reines Tuch, so daß man nichts von demselben sehen kann; hierauf legt man ihn in einen Sarg, weil er wegen der trocknen Luft, die in Persien herrscht, binnen 8 oder 10 Stunden so aufgetrieben ist, daß man ihn fast nicht mehr in einen Sarg legen kann. Soll der Todte an einen entfernten Ort gebracht werden, so füllt man den Sarg mit Kalk, Harz und Salz an, welches ihn vor Fäulniß bewahren soll.

Ein Mollah und noch ein paar andere Bediente machen gewöhnlich bei geringen Klassen der Leute den Leichenaufzug aus. Sklaven oder Freunde tragen den Körper. Vornehme Personen werden durch Pferde, die mit dem kostbarsten Geschirr versehen sind, zur Gruft gefahren. Auf dem Sarge sieht man die äußern Zeichen ihrer Würde, beson=

ders den Turban (türkischen Bund oder die Türkenmütze). Einen Krieger, der durch tapfere Thaten sich hervorgethan hat, begräbt man mit dem Turban, mit dem Degen, mit Pfeilen und Köcher. Ein Jeder von den Anwesenden wirft in das Loch ein wenig Erde, — und ruft dabei aus: »wir sind Gottes, wir kommen von Gott und werden wieder zu Gott rückkehren!« — Das Loch wird mit einem Steine oder mit einer Art von braunem harten Marmor bedeckt, den man in Persien überall findet, worauf man einige Stellen aus dem Koran einhauen läßt. Auf das Grabmal einer Mannsperson pflegt man oberwärts nach dem Kopf hin einen Stein zu legen, worauf ein Turban eingehauen ist. —

Sowohl Vornehme als Geringe besuchen 8 oder 10 Tage nach dem Leichenbegängnisse das Grab des Gestorbenen. Die Kirchhöfe sind voll von Menschen, besonders an hohen Festtagen Abends und Morgens. Sie setzen sich auf das Grab, schreien jämmerlich wie vorher und erzählen das glückliche Leben, das sie mit dem Abgeschiedenen genossen haben. Kuchen, Früchte lassen sie auf dem Grabe liegen, welches Alles den Engeln als Grabeswächtern gewidmet ist. — Vierzig Tage lang betrauern sie ihre Todten. Sie enthalten sich einige Tage lang der Speisen. In den ersten Trauertagen

gehen Männer und Frauen schwarz, welche Farbe ihnen sonst abscheulich vorkommt. Einige Tage nachher kleiden sie sich auf Zureden ihrer Freunde und Verwandten mit einem Rock von Leinwand. Das Frauenzimmer ist bei Trauerfällen am schwersten zu trösten. Das Leben wird mit einer Pilgerreise (Caravanserai) verglichen, und man spricht darüber auf eine sehr vernünftige Weise. Daher solch ein Trost gemeiniglich die beste Wirkung hat bei denen, welche die Ihrigen verloren haben. Wer sich unter ihnen eines guten Lebenswandels bewußt ist, der scheuet sich vor dem Tode gar nicht. Vielmehr äußern sie manchmal die größte Sehnsucht nach demselben, und sehen es für eine besondere Wohlthat von Gott an, bald sterben und, nach ihrem Ausdruck, zu ihm zurückkehren zu können. —

Die Besuche in Persien sind mit weniger Prunklust verbunden als in der Türkei. Statt Sofa's und Kissen bietet man hier nur eine Matte oder einen Teppich ohne andern Stützpunkt, als die Hand oder eine Mauerecke, zum Sitzen dar. Beschwerlich ist diese Art zu sitzen. In Gegenwart eines Höheren sitzt ein Perser auf den Fersen; bei seines Gleichen kreuzt er die Füße, und bei Niedrigeren, als er, nimmt er eine beliebige Stellung an. Für einen Engländer ist es beinah unbegreiflich, wie lange ein Perser auf seinen Fersen sitzen kann. Dies

dauert oft einen halben Tag, und oft wird diese Stellung selbst während des Schlafs beibehalten, da sie nicht daran denken, sie zu verändern. —

Die Inseln des persischen Meerbusens haben fast ganz ihren alten Ruhm verloren. Doch werden die persischen Perlen immer noch verlangt, obgleich in Persien wenig gekauft werden.

Die Perlen aus dem persischen Meerbusen sind hart, wie der Fels, auf dem sie sich erzeugen. Sie verlieren, sowohl in Hinsicht der Farbe als des Wassers, ein Procent ihres Werthes während eines halben Jahrhunderts.

---

8. Alfred, der Tapfere und Kluge, Gerechte und Menschenfreund.

England war in den ältesten Zeiten weder mit Schottland noch Irland verbunden, es hatte seine eigenen Könige, von denen es monarchisch d. h. allein unbeschränkt regiert wurde. Da sich aber einige dieser Könige, gerade zu der Zeit, als die Normänner zu schwärmen anfingen, von den Lehrern der Religion beherrschen ließen, und wenig Regierungsfähigkeiten äußerten, so daß nothwendig Unordnungen im Lande entstehen mußten, so konnte es auch den Dänen nicht schwer fallen, diese Schwäche zu benutzen, zu landen, zu plündern

und zu erobern. Schon hatte es das Ansehen, als würde das ganze Land ihre Beute werden, als ein König den Thron bestieg, der die Dänen am besten zurückweisen und seinen armen Unterthanen die besten Wege zeigen konnte, ihren damaligen Zustand zu verbessern. Dies war Alfred der Große, der 872 König von England wurde. In diesem Könige war der Geist des Hannibal *) und des Aristides **) vereint; er war klug, nach damaliger Zeit gelehrt, benutzte Alles, bediente sich zu seinen Zwecken der besten Mittel, und zauderte bei ihrer Ausführung nicht. Er brachte Ordnung und Ruhe ins Land, und wurde dadurch so wie durch seine Gesetze und durch seine Tapferkeit, die beinah 56 Schlachten gewann, der Wohlthäter seiner Unterthanen, unter denen er war wie ein Vater unter seiner Familie. Er liebte und schätzte Recht und Gerechtigkeit, und trug ungemein viel zur Bildung seines Volks bei, indem er es ermunterte, Künste, Wissenschaften, Handlung und Schifffahrt zu treiben, wobei sein gutes Beispiel ihnen vorleuchtete.

Um

*) Hannibal Barkas der Große trat 3763 in Karthago auf, ein Mann, der alle Gaben eines großen Generals und eines klugen Staatsmannes in sich vereinte. —

**) Ein Feldherr der Athener, ungemein klug, tapfer, gerecht, edel.

Um die Dänen von seinem Reiche desto leichter abhalten zu können, ließ er Schiffe bauen, und stiftete auf die Art eine Seemacht, die vor der normännischen darin viel voraus hatte, daß sie geschwinder segeln konnte, ob ihre Schiffe gleich größer waren. Viele von diesen Schiffen mußten über das mittelländische Meer nach Asien und Afrika segeln, um von da her fremde Waaren zu erhalten. Eben so war er Einer von den ersten Gelehrten seiner Zeit, übersetzte viele alte Schriftsteller in die angelsächsische Sprache, und dichtete selbst Manches. Sein scharfsichtiges Auge sah den erbärmlichen Zustand, worin seine Unterthanen sich befanden, sehr bald; doch sein Verstand wußte sogleich die Mittel zu treffen, welche sie am besten davon befreiten. Er mußte erst die Dänen vertrieben haben, mußte sie in einem Jahre acht Mal schlagen, mußte dann auf eine Zeit vom Thron entfliehen, und unbemerkt auf das Land gehen, und Kuhhirt werden, um desto besser seine Entwürfe zur Reife bringen zu können, mußte sich endlich alle Dänen in seinem Reiche unterwerfen, um sein Volk zu beglücken.

Um die gänzliche Verwilderung abzuschaffen, um Ordnung zu haben, und den Gesetzen Kraft und Gültigkeit zu geben, theilte er sein ganzes Reich in Grafschaften, diese in hundert Theile,

und jedes Hundert in Zehntel, das aus 10 Familien bestand. Wollte man unter dem Schutz der Gesetze sicher leben, so mußte man zu einer dieser Familien gehören; sogar die Dänen, die im Lande blieben. Jeder Hausvater hatte die Aufsicht auf seine Familie, und auf alle übrige Familienhäupter des ganzen Zehntels. — Auf die Art verschaffte Alfred nicht nur seinen Gesetzen Eingang, sondern er konnte nun auch sogleich erfahren, wo noch Unordnungen und Mängel abzuhelfen waren, wo Ruhestörer zu ihrer Pflicht gewiesen werden mußten. Er konnte jedesmal mit Zuziehung der Hausväter die schicklichsten Mittel zum Wohl des Ganzen treffen, und erreichte auch zugleich die Absicht, daß Engländer und Dänen so genau mit einander sich verbanden, und so friedlich unter und neben einander wohnten, als wären sie nur Eine Nation. Von ihm rühren noch die heutigen Geschwornen in England her. — Dabei hielt er scharf auf die Erfüllung der Gesetze; einen Richter der unrichtig urtheilte, oder wider das Recht sprach, bestrafte er hart, selbst mit dem Tode, und ließ die Strafen schnell und genau vollziehen, die auf Vernachlässigung des Gesetzes festgesetzt waren. Das mußte er thun, wenn er die Macht der Gesetze nicht schwächen, ihr Ansehn vermindern und die Rohheit und Wildheit der Nation nicht wieder wollte aufleben lassen.

Eine unausbleibliche Folge davon war die allgemeine Sicherheit im Lande; man wußte nun nichts mehr von den Räubern, man konnte vielmehr ungestört im Lande umher reisen. Einmal ließ Alfred heimlich goldne Armbänder auf der Landstraße an einem Baume aufhängen; aber Keiner fand sich, der sie entwendete. So viel Ansehen hatte der König durch seine Gesetze und klugen Einrichtungen erhalten. — Und alle diese großen Eigenschaften, die ihn zu einem der wohlthätigsten Fürsten machten, hatte er durch sich selbst. Seine Erziehung, die er größtentheils in dem finstern und abergläubigen Rom erhalten hatte, war nicht Schuld daran; in so fern hatte sie freilich auch daran Theil, daß Alfred die Wirkungen des Aberglaubens einsehn, ihn vermeiden und hassen und dawider eifern konnte.

Bei der gewaltigen Verwilderung des Landes, wo, dem Anschein nach, nicht ein Schatten von Hoffnung zur Besserung da war, bei der allgemein eingerissenen Unordnung, die seinen Absichten sich jederzeit entgegen setzte, bei dem gänzlichen Mangel an guten Räthen, die ihm die tauglichsten Mittel zu Verbesserungen an die Hand geben konnten, bei den beständigen erneuerten Feindseligkeiten der Normänner, auf die sein Auge immer wachsam seyn mußte, dennoch so viel Gutes zu stiften, aus der verwirrtesten Unordnung die schönste Ordnung zu

machen, aus den Besiegten Sieger zu bilden, in der größten Noth noch seiner mächtig zu bleiben, und nie den Gedanken, sein Volk dem gänzlichen Untergange zu entreißen, fahren zu lassen, sich so vielen unangenehmen Lagen bloß zu stellen, wenn er dem wilden Volke Gesetze gab, dem unwissenden störrigen Pöbel nützliche Kenntnisse beizubringen, das war gewiß die Sache eines großen Mannes, der seine Größe dadurch bewies, daß er immer schonend verfuhr, und seine Einrichtungen Schritt vor Schritt ins Werk setzte. Kurz, Alfred war ein kluger und tapfrer Feldherr, und ein eben so weiser als rechtschaffner Staatsmann.

Alfreds Vater war der König Ethelwolf, der sich für das Kloster besser geschickt hätte, als für den Thron. Die Erziehung seines Sohnes vernachlässigte er so sehr, daß derselbe in seinem zwölften Jahre noch nicht einmal lesen und schreiben konnte. Seine Mutter brachte ihm durch einige Gedichte, die ihm gefielen, zuerst das Lesen und den Geschmack an schönen Wissenschaften bei. Sein rastloser Geist ließ ihn nicht lange in Unthätigkeit; er studierte fleißig fort, und erwarb sich in kurzer Zeit vortreffliche Kenntnisse, die ihn in den Stand setzten, die Mängel der Regierung einsehen und abhelfen zu können. — Großmüthig vergab er seinem Bruder, der nach seines Vaters Tode den Thron

bestiegen hatte, als er ihm sein vom Vater bestimmtes Erbgut wegnahm, und versagte ihm seine Dienste in den Kriegen mit den Dänen nicht. Darauf wurde Alfred in seinem 22sten Jahre selbst König, und sahe sich genöthiget, sogleich gegen die Dänen die Waffen in die Hand zu nehmen. Er schlug sie zu wiederholten Malen; allein, da die Menge der Feinde sich von Tage zu Tage vermehrte, und, je mehr ihrer niedergehauen wurden, um desto mehr anzuwachsen schienen, entfiel seinen Unterthanen der Muth so sehr, daß sie auf die Ermunterungen des Königs nicht mehr achteten, ob sie gleich so viele sprechende Beweise seiner Tapferkeit und klugen Führung vor sich hatten, und daß sie sich vielmehr entweder den Dänen unterwarfen, oder nach Frankreich auswanderten. Bretagne schreibt noch jetzt seinen Namen aus der damaligen Zeit her.

Der König war auf die Art von Allen verlassen, sah sich gezwungen, seine Krone so lange niederzulegen, bis ihm bessere Zeiten winken würden, und in Bauerkleidern den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Er begab sich zu einem Hirten, und hütete dessen Kühe. Als ihm einmal die Frau des Hirten zum Backofen hinstellte, um auf ihre Kuchen Acht zu geben, daß sie nicht verbrennten, und sie durch seine Unachtsamkeit verdürben, ertrug er den Vorwurf, den sie ihm machte, daß

er wohl gern Kuchen äße, aber sich gar nicht die geringste Mühe bei ihrer Anfertigung geben wolle, mit Gelassenheit.

Sein thätiger Geist konnte es aber nicht lange auf dem Weideplatze und hinterm Backofen aushalten. Er ging fort, sammelte einige seiner Landsleute, von deren Treue er versichert war, zog sich mit ihnen in eine morastige, unzugängliche Gegend, fiel von da aus die sichern Dänen an, und lebte von ihrer Beute. Unter der Hand schickte er seine Freunde aus, welche die Britten mit neuem Muthe beleben mußten; und dies ließ sich um so leichter thun, je härter ihnen das dänische Joch fiel. Sie wurden nach und nach beherzter, und erfochten sich hie und da manche Vortheile. Diesen Zeitpunkt nutzte Alfred nach seiner gewohnten Klugheit. Er kleidete sich wie ein Harfenspieler, ging ins Lager der Feinde, sah ihre Stellungen, die ganze Beschaffenheit des Lagers, überzeugte sich augenscheinlich von der Sicherheit, der Sorglosigkeit, und der stolzen Verachtung der Dänen gegen die Britten, ging darauf nach einigen Tagen wieder fort, bestellte insgeheim eine Anzahl seiner tapfersten und treusten Bürger, überfiel mit diesem auserlesenen Corps die zu sichern Dänen, die sich so etwas gar nicht träumen ließen, hieb sie größtentheils nieder, und die Uebrigen machte er zu Gefangenen. So er=

kämpfte er seinen Thron wieder, und machte darauf die besten Anstalten, daß er ihm nie wieder entrissen werden konnte. Vor allen Dingen sorgte er für die Verstärkung der brittischen Seemacht, damit er die Dänen von seinen Küsten abhalten könnte. Diese kamen hernach immer wieder, landeten auch zuweilen, so daß Alfred beständig mit ihnen zu thun hatte, und, wie gesagt, in 56 Schlachten focht, allein er brachte sein Reich zu einer solchen Stärke, daß unter seinem Schutz kein Engländer unter dänischer Herrschaft in England seufzen durfte. Alles was er that, that er aus Eifer für das Wohl seines Staates. Im Kriege verband er Klugheit und List mit Tapferkeit, und er wurde der Schöpfer des brittischen Staats, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm der Hersteller und Stifter der Brandenburgischen Macht und Ehre geworden ist.

Seine guten Einrichtungen wirkten noch lange nach seinem Tode fort, und hätten seine Nachfolger seine Fußtapfen betreten, so würde kein Svend und kein Knut (Kanut) mächtig genug gewesen seyn, sich die brittische Krone aufzusetzen, und man würde nichts von einem Danegeld gehört haben.

Ein Beweis von Alfreds Klugheit und unermüdeter Thätigkeit ist seine Eintheilung der Zeit.

Er theilte nämlich den Tag in 3 Perioden.

Die erste widmete er dem Lesen, Nachdenken, Schreiben, Studieren und der vernünftigen Gottesverehrung, die zweite der Regierung und die dritte war zur Erholung bestimmt. — In der ersten erwarb er sich bloß die Kenntnisse, die er in der zweiten gebrauchen wollte, und wenn er gearbeitet hatte, so ruhte er, um zu neuen Arbeiten frische Kräfte zu sammeln. Seine Ruhe und Erholung bestanden aber nicht in völligem Müßiggange; nein, er wechselte mit dem Lesen guter Bücher, mit dem Umgange mit Gelehrten und mit Vergnügungen ab, die den Geist des Menschen nicht abmatten und den Körper nicht schwächen. — Kurz, Alfred verdient noch jetzt die Achtung jedes Menschen, der ein echter Weltbürger seyn will, und mit Recht hat man ihm den Namen des Großen gegeben. Lernt von ihm, jungen Leute, weise Eintheilung und nützliche Anwendung eurer Zeit, lernt Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten und Ausdauer in gefahrvollen Zeiten. Lernt von ihm die Weisheit, in euren Verbesserungen allmälig fortzuschreiten, stufenweise eurer wahren Herzensveredlung entgegen zu gehen, und für das Wohl eurer Nebenmenschen unermüdet zu arbeiten. Lernt von ihm Großmuth, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und kluge Benutzung aller Umstände, die eure redlichen Absichten können befördern helfen; lernt endlich durch

ihn, daß die Vertreibung des Aberglaubens *) und die Erwerbung und Verbreitung gemeinnützlicher Kenntnisse der Grund zu Edelthaten und zur Erhöhung der menschlichen Glückseligkeit sind.

---

9. Mahomet.

Dies Wort bedeutet so viel als der Gelobte. Der Muselmänner oder Oßmannli erster Prophet. Er ward geboren im Jahre 568 in Mekka, ward Sklave eines sehr reichen Frauenzimmers in Servien und heirathete dasselbe, nachdem er sich allmälig aus dem Sklavenstande erhob; beerbte seine Frau dann und vermählte sich mit verschiedenen andern Frauen, von denen er denselben Vortheil zog. Im Jahre 621 begann er seine Religionsgrundsätze öffentlich auszubreiten; mit Beihülfe christlicher Mönche verfaßte er den Koran, und starb im 63sten Jahre seines Alters.

Sein Glaubensbekenntniß war:

»Mahomet ist Prophet und mit Gott verbunden; das alte und neue Testament ist wahr, aber von Juden und Christen verdorben. Der Koran hebt

*) Aberglaube ist ein Vertrauen der Menschen auf vielerlei falsche Erwartungen von eingebildeten, unsichtbaren und verborgenen Ursachen; — so hält der Aberglaube Kometen für schrecklich.

beides auf und verdient als Gottes Wort Verehrung.« —

Die Mahomedaner glauben an eine künftige Vergeltung, an immerdauernde Strafe und Belohnung, also an Hölle und Himmel. Der Himmel enthalte alle Reize sinnlicher Lust. Bilder und Heilige soll man nicht verehren. Verboten von Gott sind: Schweinefleisch, Wein, Jagd, Kartenspiel. Die Vielweiberei wird gestattet; fünfmal täglich das Gebet verrichten, Almosen und den Zehenten geben, ein feierliches Fasten im Rhamazan *) vom Morgen bis in die Nacht begehen, ein Mal in seinem Leben nach Mekka wallfahrten — ist Religionsgesetz. Alle Ereignisse kommen von Gott, d. h. bei ihnen Kesmet (Vorausbestimmung **); sie haben keinen Tag im ganzen Jahr, an welchem ihnen zu arbeiten verboten wäre. Zu Mekka fand Muhamed (den die Griechen Mahomet nennen) so heftigen Widerstand, daß er sich mit der Flucht retten mußte. Und von der Zeit dieser seiner Flucht (J. nach Chr. 622) an, haben die Bekenner seiner Religion nachmals ihre Zeitrechnung (Hedschra) angefangen; bei den Europäern Hegira.

---

*) Im 9ten Monat. —

**) D. i. unvermeidliche Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen.

10. Der hochherzige Winzingerode.

Der russische General Winzingerode ist ein eben so patriotischer Deutscher, als ein tapferer Mann. Bald kämpfte er unter russischen, bald unter östreichischen Fahnen, je nachdem Rußland oder Oestreich gegen Frankreich Krieg führte. Kaum erscholl im Jahre 1812 die Kunde, Napoleon wolle Krieg gegen den Kaiser Alexander, so eilte Winzingerode von Wien nach Rußland. Er war immer da, wo die Gefahr am größten war. Im October 1812 behandelten die Franzosen ihn als Gefangenen, ob er gleich, russischem Berichte nach, als Parlementair kam, und wollten ihn nach dem Königreiche Westphalen abführen, wo ihn Hieronymus als seinen Unterthan wahrscheinlich sollte erschießen lassen. Nach seiner Gefangennehmung ward er in der Stadt Wereja vor den Kaiser Napoleon gebracht. Dieser sah ihn mit einem wüthenden Blicke an, bediente sich gegen ihn der schnödesten Ausdrücke, und sagte endlich: »Ich finde Sie allenthalben, man wird Ihnen thun, was Sie verdienen.« — »Ich habe,« gab Winzingerode kalt und stolz zur Antwort, »meine Laufbahn mit dem Kriege gegen die Franzosen begonnen, und seit zwanzig Jahren ihre Kugeln um mich pfeifen gehört, lange bin ich auf den Tod vorbereitet.« —

Napoleon: Sie sind ein Unterthan des Königs von Westphalen, und Der wird Sie strafen, wie Sie es verdienen.

Winzingerode: Ich bin als ein freier Rittersmann des freien deutschen Reichs geboren, und habe keinen andern Herrn verehrt, als Deutschlands Kaiser; einen König von Westphalen kenn' ich nicht; der ist jünger als meine Anwesenheit an meinem Geburtsorte; als ich dort lebte, war an ein Königreich Westphalen, und an einen König von Westphalen nicht zu denken. —

Diese Aeußerungen brachten Napoleon noch mehr auf; endlich sagte er: »Ihr Schicksal ist bestimmt. Man führe ihn ab.« —

Winzingerode sah es der Miene und Stellung mehrerer umstehenden Marschälle und Generale an, daß sie den zürnenden Kaiser wegen der vielen in Rußland gefangenen Franzosen an Mäßigung erinnern wollten; allein Keiner sprach ein Wort, aus Furcht, dem Herrscher zu mißfallen.

Bei der Abführung ließen mehrere von ihnen dem General Winzingerode nicht undeutlich merken, der König von Westphalen werde ihn sogleich bei seiner Ankunft erschießen lassen; schon sey Jemand vorausgeschickt, der den König von den Absichten Napoleons unterrichten sollte. —

Winzingerode war schon bis Minsk gekommen,

als er eines Morgens früh in der Ferne einen Kosaken erblickt. Ihn begleiten 3 Gensd'armen; er schreit aus seinen Wagen heraus; der Kosak sprengt mit gefällter Lanze heran, bald kommen 2 andere aus dem Walde, dann noch 8. Winzingerode wird befreit, und die 3 Franzosen werden zu Gefangenen gemacht. — Er befand sich immer an der Spitze seines Armeekorps, und wo gekämpft wurde, da kämpfte er mit der Klugheit eines Feldherrn und mit dem Muthe eines gemeinen Kriegers. So focht er bei Lützen, bei Bautzen, bei Leipzig, bei Brienne, Laon und Paris. Verschiedene Auszeichnungen erhielt er, und zuletzt noch den St. Andreas-Orden, den sein Kaiser ihm mit den Worten übergab: »Ich hab' ihn auf den Höhen von Montmartre gefunden.«

---

11. Heinrich und Gisbert.

Heinrich war ein gutgearteter Knabe aus einem vornehmen Hause. In der Straße, wo er wohnte, traf er einmal einen kleinen Betteljungen an einer Hausthür halb nackend und bei dem strengen Winter winselnd und vor Kälte zitternd an. Voll innigen Mitleides und voll wahrer Theilnahme ging er zu ihm hin, nahm ihn bei der Hand und fragte ihn: Wie heißest Du, mein armer kleiner Junge?

Gisbert, Herrchen! sagte das Kind.

Und wo ist Dein Vater und Deine Mutter?

O mein liebes Herrchen! antwortete Gisbert, ich habe keinen Vater und keine Mutter in der ganzen weiten Welt.

Weine nicht, weine nicht, sagte Heinrich, ich habe verschiedene Väter und Mütter; ich will Dir einen oder ein paar davon abgeben. Aber, wo hast Du Deine Kleider gelassen, Gisbert?

Ich habe gar keine, erwiederte das Kind, mit einem kläglichen Tone.

Gut, gut, das thut nichts, Gisbert; denn ich habe noch mehr Kleider, — sagte Heinrich.

Er nahm ihn darauf bei der Hand und führte ihn hinauf in seine Stube, ohne daß Jemand es wahrnahm. Nachdem er ihm beim Entkleiden geholfen hatte, eilte er in sein Geheimzimmer (Cabinet) nach dem Hemde, welches er zuletzt ausgezogen hatte, und zog es dem jungen Ankömmlinge mit gleicher Eilfertigkeit und gleichem Vergnügen an. Hierauf eilte er nach seinen andern Kleidern, und nachdem er ihm geholfen und gewiesen hatte, wie er die Beinkleider anziehen sollte, zog er ihm Schuhe und Strümpfe mit eignen Händen an. Hierauf folgte die Weste und der Rock. Nun war Gisbert völlig eben so gut ausstaffirt, wie sein Wohlthäter.

Niemals hatte Heinrich ein so großes Vergnügen genossen, als jetzt, da er so beschäftigt war. Als er seine Verrichtungen geendet hatte, lachte er und freute sich inniglich, drehte Gisberten rund herum, ging hier und da um ihn her und war eben so stolz auf ihn, als ob er ganz seines Gleichen wäre.

Nun gerieth er wieder in Gedanken, da er in seinem Kopfe die besondern Dinge vorher überlegte, die zur Bewirthung seines Gastes nöthig seyn möchten. Denn er war ihm gar zu sehr zugethan, als daß er hätte denken sollen, ihn so bald wieder von sich zu lassen. — Er besann sich auf die anstoßende Geräthkammer; und da er Gisberten mit sich nahm, fanden sie eine alte kleine Matratze, welche sie mit vereinten Kräften fortschleppten, und in einen schicklichen Winkel des Cabinets legten. Hierzu fügten sie ein paar alte Bett-Tücher. — So gut als möglich hatte Heinrich diese zu Gisberts Nachtlager ausgebreitet, und fragte dann seinen Günstling, ob er auch hungrig wäre? Ja, sehr, sehr hungrig, Herrchen! in der That, — rief Gisbert. Kaum hatte er das gesagt, — husch! flog Heinrich hinunter in die Küche. Er sah sich überall um, und da er einen großen Topf mit Milch und ein Stück Brot erspähete, welches eine von den Mägden für sich und für einen Andern aufgehoben

hatte, so bemächtigte er sich dessen ohne weiteres, eilte damit wieder nach seiner Stube und gab es Gisberten, dessen Augen darnach lüstern waren.

Gisbert fiel sogleich mit größter Gier und mit dem innigsten Entzücken darüber her, das man sich nur etwas geringer vorstellen kann, als seines Freundes Heinrichs Entzücken, welcher mit dem Gefühl einer sorgsamen Turteltaube neben ihm stand, die ihr Junges mit der Speise aus ihrem Kropfe füttert.

Einige wenige Tage hielt Heinrich seinen Zögling in seiner Kammer eingeschlossen, ohne daß Jemand im Hause Etwas davon wußte; bloß der Amme hatte er die Sache unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit bekannt gemacht.

An einem Unglückstage aber wurde die Hausmagd, welche mit einem neuen Besen in das Zimmer dieses kleinen Helden gekommen war, in einem Winkel die abgelegten und zerlumpten Kleidungsstücke Gisberts gewahr, und erblickte endlich auch den armen Gisbert selbst in einem Winkel, wo er sich niedergebückt und wie ein Igel zusammengezogen hatte. Sie stürzte sogleich zornig auf ihn zu, trieb ihn vor sich her, die Treppe hinunter, und vor der Hausthür entließ sie ihn mit einer derben Maulschelle, ihm verbietend, ihr je wieder vor das Gesicht zu kommen.

Der arme Gisbert ging weinend und jammernd

von der Thür weg, als er etwa 50 Schritte davon seinen geliebten Gönner Heinrich sah, welcher sich eine lange Ruthe von der nächsten Hecke geschnitten hatte. Sogleich erfuhr dieser die Ursache von den Thränen seines Lieblings, und da er glaubte, das Mädchen hätte das nicht so ohne Befehl für sich gethan, so bekam er einen allgemeinen Ekel vor einer Familie, welche ihm so schimpflich in der Person seines Gisbert begegnet war. — Er tröstete indeß seinen Zögling, so gut er konnte.

Komm, Gisbert! sagte er, weine nur nicht, ich will Dich zu meinem eignen lieben Vater bringen; ja, das will ich thun, und Du wirst ihm willkommen seyn, und um meinetwillen wird er Dich lieb haben. — Unweit des Gutes, wo Heinrichs Vater wohnte, lebte ein fremder Herr in der Einsamkeit, den die dortigen Einwohner nicht anders als den frommen Herrn nannten, weil er wenig sprach und seine Zeit in der Stille zubrachte. Er verhehlte seinen Stand und verbarg seine wahre Gestalt unter einem großen Barte. — Dieser Herr hatte den jungen Heinrich und dessen vortreffliches Herz kennen lernen. Dies Kind war täglich bei ihm, war Liebling seines Herzens. Ihn hieß das Kind seinem andern Vater, und zu diesem Herrn eilte er mit seinem kleinen Gisbert.

Der alte Herr sah seinen Knaben kommen und

empfing ihn mit Entzücken. Und wer ist denn der artige kleine Knabe, den Du mit Dir gebracht hast? — fragte er. —

Nun, lieber Vater, ich muß Ihnen sagen, sprach er, was den kleinen armen Jungen betrifft, er heißt Gisbert, Sir! er hat keine Freunde in der ganzen weiten Welt, als Sie und mich, — und so, Sir! wollte ich Ihnen erzählen, er kam vor die Hausthür und weinte betrübt vor Frost und Hunger, und jeden Menschen würde er gejammert haben; denn er hatte keine Kleider, und ganz und gar keinen Vater und keine Mutter; ich aber hatte ihrer viel. Und ich hatte große Lust, ihm alle die Väter und Mütter zu geben, die ich in der Welt hatte, nur Sie, Sir, und meine Amme nicht. Da nahm ich ihn mit die Treppe hinauf und zog ihm die Kleider an, die Sie mir gegeben haben, als ich ein armer kleiner Junge war, Sir; denn Niemand hat darüber etwas zu sagen, als Sie und ich. Ja ich wußte wohl, daß Sie den armen kleinen Gisbert bedauern würden, mehr als ich ihn bedauerte. Da nehmen sie nun, Sir, meinen armen kleinen Gisbert heute, ohrfeigen und schlagen ihn, werfen ihn zur Thür hinaus; — und da treff' ich ihn weinend und schreiend an; nun hatte ich nichts anderes zu thun, als ihn zu Ihnen zu bringen, oder bei ihm zu bleiben und mit ihm in Gesellschaft zu weinen.

Hier hörte Heinrich auf zu reden. Sein Gönner nahm ihn in seine Arme, küßte ihm die Thränen von den Wangen, und sagte: Weine nicht, lieber Sohn, denn ich bin der Deinige, und Alles was ich habe, ist Dein. Hättest Du auch ein ganzes Regiment armer kleiner Gisberte mit Dir gebracht, sie sollten mir alle Deinetwegen willkommen seyn. — Aber Heinrich, sagte er, ich bin jetzt eben im Begriff, dieß Land zu verlassen, willst Du und Dein Gisbert mit mir gehen? — Durch die ganze weite Welt, sagte Heinrich. —

Der alte Herr machte in der That Anstalt zu seiner Abreise, ließ einen Brief an den Vater des kleinen Heinrich zurück, worin er ihm versicherte, dieses Kind einst als völlig ausgebildet ihm wieder zuzustellen, und darüber ließe er ihm sein Haus mit allen Kostbarkeiten zum Unterpfande. — Mit beiden Knaben setzte er sich nun in einen Wagen und fuhr davon. Alle Nachforschungen von Seiten der Eltern waren vergeblich. —

Als sie noch nicht lange an dem Orte ihrer Bestimmung waren, sagte der Herr eines Tages, nachdem sie vom Tische aufgestanden waren: Heinrich, wir werden alle Tage von meinen Bedienten und Aufwärtern bedient; sollte nicht die Reihe nun einmal uns treffen? Denn Gott schuf uns Alle, daß wir einander dienen sollen, und es ist Nie-

mand besser geboren, als ein Anderer, und Derjenige ist der Beste und Größte unter Allen, welcher den Meisten dienet, und am wenigsten fordert, daß man ihm diene und aufwarte. Mein liebes Kind! derjenige, welcher heute ein König ist, kann morgen ein Bettler werden; es ist also gut, daß die Leute zu Allem vorbereitet werden, was sich nur ereignen kann.

Darauf nahm er seine beiden Kinder mit hinein in den Saal, eben da sich die Bedienten zu Tische gesetzt hatten. Er gab dem Gesinde einen Wink und fing an, das Beispiel zu geben. Er fragte Frau Hannen und Herrn Nürnberg, auch Herrn Neumann und Graß, was ihnen beliebe zu haben? Diese, welche die Absicht ihres Herrn gleich erriethen, befahlen dem Heinrich, Das herzubringen, Jenes zu holen, und dem Gisbert, Das und Jenes zu thun bei Tische. Heinrich lief mit einer angenehmen Bewegung wie Ganymedes, der Mundschenk der Götter, freudig umher von Seite zu Seite und kam den Wünschen Aller am Tische zuvor, so daß sie im Grunde ihm allen Segen wünschten.

Vierzehn Tage nachher hatte Herr Nürnberg, der Haushofmeister, eine große Geräthkammer mit vielen Röcken, Westen, Hemden, Hosen, Strümpfen und Schuhen von mancherlei Art und Größe

versehen, alles von warmen, saubern und einheimischen Zeugen.

Der alte Herr führte seinen Liebling zu dem Vorrath hinauf und sagte: Du siehst hier, Heinrich, alle diese Dinge, und ich mache Dir, meinem Heinrich, mit dem allen ein Geschenk. Sage mir aber auch, mein Lieber, was willst Du damit machen?

Nun, Sir, sagte Heinrich, ich kann diese Kleider selbst nicht tragen. Nein, sagte der alte Herr, Du hast außerdem Kleider genug, und einige davon würden Dir auch nicht passen, oder Dich ganz verhüllen. — Willst Du sie wegwerfen?

Das würde sehr schändlich seyn, versetzte Heinrich. Weil ich sie selbst nicht brauche, will ich sie denen geben, welche sie brauchen.

Daran wirst Du sehr wohl thun, sagte Herr Tesch, so hieß der alte Herr, aber da ich Dir diese Dinge gebe, würde es scheinen, als machte ich Dir kein Geschenk. — O, ein recht liebes Geschenk! sagte Heinrich. Wie so? fragte Herr Tesch. Nun das Geschenk, armen Leuten Gutes zu thun. Herr Tesch trat hierauf zurück und sagte, den kleinen gutmüthigen Helden ernst ansehend: Es würde von Dir nicht vernünftig seyn, wenn Du diese Sachen den gemeinen Straßenbettlern gäbest; gieb ihnen Etwas zu essen, und einen Sechsling (Schilling)

einem Jeden und laß sie gehen. Gäbest Du Bettlern dieser Art auch 10 neue Kleider, sie würden diese doch alle verkaufen, und ihre Lumpen wieder anziehen, um die Leute zum Mitleiden zu bewegen. Wenn Du aber irgend einige arme Wanderer auskundschaftest, und Du siehst sie nackend, oder Dein Herz sagt Dir, daß sie hungrig sind, dann warte nicht, bis sie Dich ansprechen, sondern bitte sie um die Güte, dasjenige, was sie brauchen, von Dir anzunehmen. Nimm sie mit an das Feuer, sich ihre erstarrten Glieder zu erwärmen; speise sie auch, und dann führe sie in Deine Kleiderkammer und bekleide sie mit Dem, was Du denkst, das sie brauchen. Die bloße Erinnerung, daß Du den Nackenden und Hungrigen bekleidet und gespeiset hast, wird Dir Wärme, Speise, ja Balsam für Deine Seele seyn; besonders wenn Du selbst kalt oder hungrig bist. — Von diesem Tage an waren Heinrich und Gisbert wechselseitig auf der Wache, und jener brachte oft, einzeln oder paarweise, einem armen Vater und einer armen Mutter mit ihren hülflosen Kindern Speise und Kleidung, und gab ihnen außerdem noch Zehrgeld mit.

Durch die Hände der Kinder den Armen Wohlthaten spenden zu lassen, ist edel. So genießen jene als angenommene Werkzeuge der Wohlthätigkeit bald das himmlische Vergnügen, zu segnen.

Es ist nöthig, daß wir unsere Kinder gewöhnen, auch Das mitzutheilen, was ihnen sehr lieb ist.

---

12. Die Eroberung von Calais. *)

Eduard der Dritte, König von England, belagerte Calais nach der Schlacht bei Cressy. Er hatte sein Lager so unüberwindlich befestigt, daß alle Bemühungen von französischer Seite, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, oder eine Verstärkung in die Stadt zu legen, vergeblich waren. Gleichwohl vertheidigten sich die Einwohner unter Anführung des Grafen von Vienne, ihres tapfern Statthalters, auf das hartnäckigste. Tag vor Tag machten die Engländer Lücken in die Wälle, und hofften, die Stadt am nächsten Morgen mit stürmender Hand zu erobern; aber des Morgens fanden sie Mauern und Wälle von dem Getrümmer in der Nacht wieder hergestellt.

Eduard lag schon den zweiten Sommer vor der Stadt, und Europa war auf den Ausgang begierig. Die Engländer griffen ohne Unterlaß an, wurden aber immer mit Verlust wieder zurückgetrie-

*) Eine an der Meerenge zwischen dem Kanal und der Nordsee (Pas de Calais) wohlgebauete und feste Stadt mit 7000 Einwohnern und einem Hafen. — Hier ist die Ueberfahrt nach und von Dover in England.

ben. — Endlich that der Hunger mehr für Eduard als die Waffen. Nachdem die Bürger ihr verhungertes Vieh aufgezehrt hatten, suchten sie Würmer und Ungeziefer unter dem Schutt hervor, aßen gekochtes Leder und Unkraut, und ein Bissen verschimmeltes Brot galt ihnen für einen Leckerbissen.

Verzweiflungsvoll thaten sie endlich einen kühnen Ausfall auf das feindliche Lager. — Die Engländer schlugen sich mit ihnen tapfer herum, und nach einem langen blutigen Gefechte ward der Graf v. Vienne gefangen genommen, — und die von dem Blutbade übrig gebliebenen Bürger begaben sich zurück in die Stadt.

Nach Gefangennehmung des Gouverneurs übergab man das Commando dem Eustathius Saint Pierre, einem Manne von geringer Abkunft, aber von erhabener Tugend. — Dieser sah sich zur Uebergabe der Stadt mit allen Einwohnern und Gütern genöthiget; — doch unter Bedingung eines freien Abzuges.

Eduard, der schon längst gehofft hatte, den Thron von Frankreich zu besteigen, war zu erbittert, da bloß die Tapferkeit dieser Leute seine Erwartungen vereitelt hatte, als daß er diese Bedingung hätte eingehen sollen. Er beschloß vielmehr, eine abschreckende Rache zu nehmen, obwohl er den Vorwurf der Grausamkeit vermeiden wollte. Er antwortete also

durch Sir Walther Manny: Ob sie gleich als die hartnäckigsten Verräther gegen ihren wahren eigenthümlichen Herrn die Todesstrafe verdienten, so wollte er doch Gnade für Recht ergehen lassen, und das ganze Volk verschonen, aber nur unter der Bedingung, daß man ihm sechs der vornehmsten Bürger zur schuldigen Büßung des Aufruhrs überlieferte. — Alle übrigen Einwohner der verwüsteten Stadt standen auf dem Markte und erwarteten mit klopfenden Herzen das Urtheil ihres Eroberers.

Durch Sir Walthers Antrag verbreiteten sich Schrecken und Angst auf ihren bleichen Gesichtern. Jeder sah den Tod als sein eigenes unvermeidliches Schicksal an. Denn wer sollte sich von dem Verdammungsurtheile ausschließen? Wen hatten sie auszuliefern, als Eltern, Brüder, Verwandte, tapfere Freunde und Nachbarn, die so oft ihr Leben für Alle und Jeder insbesondere zur Vertheidigung gewagt hatte? Tiefes Seufzen und Aechzen folgte auf ein langes Schweigen; bis endlich Eustathius Saint Pierre eine kleine Anhöhe bestieg und die Versammlung so anredete:

Meine Freunde; wir sind nun auf das Aeußerste gebracht! Entweder müssen wir uns der Bedingung unsers wüthenden und verschmitzten Eroberers unterwerfen, oder unsere Weiber und Kinder dem Blutdurste wüthender Soldaten aufopfern. —

Wir sehen wohl, was Eduard durch seine scheinbare Gnade beabsichtiget. Nicht genug ist es ihm, uns elend zu machen, er will uns auch strafbar und verächtlich machen, und das Leben unter keiner andern Bedingung uns schenken, als auf unser eigen Geständniß, daß wir dessen ganz unwürdig sind.

Sehet um Euch her, meine Freunde, und wählet Diejenigen, welche ihr als Schlachtopfer für Eure Sicherheit zu geben wünschet. Welche von ihnen wollet Ihr wohl zur Folter, zum Beile, oder zum Strange bestimmt wissen? — Ist irgend Einer unter uns, der nicht für Euch gewacht, gekämpft, geblutet hat? der nicht diese schrecklich langwierige Belagerung hindurch, tausendmal fürchterlichere Trübsale und Angst, als der Tod selbst ist, ausgestanden hat, damit Ihr nebst den Eurigen noch Tage der Ruhe erleben und der Früchte des Friedens genießen möchtet? — Wolltet Ihr also wohl Eure Freunde dem Verderben übergeben? Nein, das wollt, das könnt Ihr gewiß nicht thun. Gerechtigkeit, Ehre, Menschenliebe machen eine solche Verrätherei unmöglich.

Was bleibt uns übrig? Wodurch können wir Schuld und Schande auf der einen Seite, oder selbst Verwüstung und Gräuel einer geplünderten Stadt auf der andern vermeiden? — Ein Mittel ist uns übrig: ein gnadenreiches, treffliches Hülfs-

mittel. — Ist Einer hier, dem die Tugend theurer ist, als das Leben, — der biete sich zum Opfer für die Erhaltung seiner Mitbürger an! Es wird ihm nicht an einem segensreichen Beifall fehlen.

So sprach er — und allgemeines Schweigen war die Folge seiner Rede. Jeder sah sich nach dem Beispiel der Tugend und Großmuth um, von dem sie wünschten, daß es ihnen gegeben würde. Dies selbst zu geben, hatten sie nicht Entschlossenheit genug.

Endlich fing Saint Pierre wieder an: Niederträchtig wär' es von mir, ein Opfer von Andern zu fordern, dessen ich nicht selbst mich unterziehen wollte. Für unedel hielt ich es, Jemanden den Vorzug und die Ehre zu rauben, welche die erste freiwillige Anerbietung bei solch einem außerordentlichen Vorfalle nothwendig begleiten müssen. Ich zweifle gar nicht, daß hier Viele eben so bereitwillig, ja noch eifriger nach dieser Krone der Blutzeugen streben werden, als ich es thun kann. Vielleicht aber halten Bescheidenheit und Furcht sie zurück, für prahlhaft und stolz gehalten zu werden, wenn sie Anderen in Aeußerung ihrer eignen Verdienste vorgreifen wollten.

In der That giebt der Rang, wozu die Verhaftung des unglücklichen Grafen Vienne mich erhoben hat, mir ein Recht, der Erste zu seyn, der

sein Leben für Euch darbietet. Dies thue ich auch mit Freuden. — Wer folgt?

»Ihr Sohn«! — rief ein junger Mensch noch in der ersten Blüthe der Jahre.

Ach, mein Kind! rief Saint Pierre; ich soll also zwei Mal geopfert werden? — Aber nein — ich zeuge Dich vielmehr zum zweiten Male. — Deiner Jahre sind wenige, — aber sie sind voll, mein Sohn! Das Schlachtopfer der Tugend hat das höchste Lebensziel erreicht. — Wer kommt nun, meine Freunde? Dies ist die Heldenstunde.

»Ihr Vetter!« rief Johann d'Aire! »Ihr Blutsfreund!« rief Jakob Vissant! »Ihr Verwandter!« rief Peter Vissant. — —

Ach! rief Sir Walther Manny aus, und seinen Augen entströmten Thränen, ach, daß ich nicht ein Bürger von Calais bin!

Das sechste Schlachtopfer fehlte noch, und man mußte es durch das Loos aus der Menge Menschen wählen, die sich zu der Ehre drängten, ein so edles Beispiel zu geben.

Die Schlüssel der Stadt wurden darauf Sir Walther überreicht. Er nahm die sechs Gefangenen in Verwahrung, ließ die Thore öffnen, und trug seinen Begleitern auf, die übrigen Bürger nebst ihren Familien durch das Lager der Engländer zu führen.

Noch ehe dies geschah, baten sie um Erlaubniß, von ihren Befreiern Abschied zu nehmen. Welch eine Trennung! Was für ein Auftritt! Sie drängten sich mit ihren Weibern und Kindern um Saint Pierre und seine Mitgefangene, umarmten sie, schlangen sich um sie fast herum, warfen sich vor ihnen zur Erde, ächzten, weinten laut, und das vereinte Geschrei ihres Schmerzes und ihrer Liebe drang durch die Thore der Stadt, und ward durch das ganze Lager gehört.

Nun erfuhren die Engländer, was in Calais vorging. Des Wehklagens Stimme neigte ihre Herzen zum Mitleid. Jeder Soldat bereitete einen Theil von seiner eignen Kost, die verhungerten Einwohner zu bewirthen, und belastete sie mit so vielen Lebensmitteln, als sie bei ihrer Schwachheit tragen konnten, damit sie unterwegs nicht darbten.

Endlich erschienen Saint Pierre und seine Mitopfer unter Sir Walthers Anführung und einer Wache. Alle Zelte der Engländer waren augenblicklich leer. Die Soldaten liefen von allen Seiten herzu und stellten sich in Reihen, diese kleine Schar von Vaterlandsfreunden und Helden, so wie sie vorbeigingen, zu sehen, zu betrachten, zu bewundern. Von beiden Seiten bückten sie sich vor ihnen, murmelten ihnen Beifall wegen einer solchen Tugend zu, die sie auch an Feinden verehren mußten, und

sahen die Stricke, welche sie freiwillig sich um die Hälse gelegt hatten, für ein Zeichen höherer Würde, als alle Ordensbänder an.

Sobald der König sie erblickte, fragte er: Manny, sind dies die vornehmsten Einwohner von Calais?

Sie sind's, gnädigster Herr, sagte Manny; und nicht nur die Vornehmsten in Calais, sondern in ganz Frankreich, wenn anders Tugend wahrer Adel ist.

Wurden sie friedlich ausgeliefert? war keine Widersetzlichkeit, keine Empörung unter dem Volke?

Keine, gnädigster Herr! Das ganze Volk wäre eher umgekommen, als daß es den Geringsten unter ihnen ausgeliefert hätte. Diese haben sich freiwillig übergeben, und kommen her, mit ihrem Leben, als dem kostbarsten Lösegelde, für viele Tausende zu bezahlen. —

Eduard war durch diese Antwort heimlich erbittert, kannte aber das Vorrecht eines freien brittischen Unterthanen, und verbiß seinen Verdruß.

Die Erfahrung, sagte er, hat stets gelehrt, daß Nachsicht zu nichts dienet, als das Volk zu neuen Verbrechen zu verleiten. Strenge ist oft unumgänglich nothwendig, Gehorsam zu erhalten. Ohne Strafen und Schreckbeispiele würde man der Gesetze spotten. — Geh! rief er einem Offizier zu,

führe diese Leute zum Tode. Eure Widerspenstigkeit, fuhr er fort, indem er sich zu Saint Pierre wandte, eure Widerspenstigkeit gegen mich, den rechtmäßigen Erben eurer Krone, wird durch eure jetzige Vermessenheit und Verspottung meiner Macht gar sehr vergrößert.

Wir verlangen nichts von Ew. Majestät, versetzte Eustathius, als dasjenige, was Sie uns nicht versagen können. — Und was? Ihre Hochachtung, gnädigster Herr, sagte er — und ging mit seinen Gefährten fort.

In dem Augenblick ertönte ein frohlockendes Geräusch durch das ganze Lager. Eben war die Königin mit einer mächtigen Verstärkung derjenigen tapfern Soldaten angekommen, an deren Spitze sie Schottland erobert und dessen König gefangen genommen hatte.

Sir Walther eilte, sie zu empfangen, und berichtete ihr kürzlich die Geschichte von den 6 Schlachtopfern.

Sobald sie von Eduard und seinem Gefolge war bewillkommt worden, verlangte sie mit ihm geheim zu sprechen. — Mylord, sagte sie, die Sache, wovon ich mit Ihnen reden will, betrifft nicht das Leben einiger wenigen Handwerker: nein, sie betrifft ein kostbarer Gut, als das Leben aller Bewohner Frankreichs: sie betrifft die Ehre der englischen

Nation, den Ruhm meines Eduard, meines Gemahls, meines Königs. — Sie glauben, sechs von ihren Feinden zum Tode verurtheilt zu haben: und ihre Hinrichtung würde ihr eigner Wille, nicht der Befehl meines Eduard seyn. — Diese Männer haben sich würdig, sie haben sich groß gezeigt. Ich muß sie verehren, indem ich sie beneide, ich möchte sagen, hassen, weil sie uns weiter keinen Theil an dieser großen Handlung nehmen lassen, als daß wir ihnen eine ärmliche und durchaus nothwendige Verzeihung ertheilen.

Ich gebe zu, daß sie Ihre Rache verdienen. Sie haben sich als Ihre hartnäckigsten und nachdrücklichsten Feinde bewiesen; Sie in dem Laufe Ihrer Eroberungen gehemmt, Ihnen die Krone verweigert, die Ihnen gehört. Wollen Sie deshalb sie belohnen? ihrem Verlangen willfahren, ihren Ehrgeiz befriedigen, und sie mit ewigem Ruhm und Beifall krönen?

Wenn aber ein solcher Tod elende Handwerker über den Ruhm der größten Helden erheben würde, — wie würde dies meines Eduard Namen und den Glanz seiner Siege verdunkeln! Würde man nicht sagen, Großmuth und Tugend gelten in den Augen des brittischen Monarchen nichts, indem er Leute zum Tode verdammt, die des Beifalls und Lobes aller Menschen würdig sind. Das Blutgerüst

würde

würde für sie eine Bühne der Ehre, für Eduard aber eine Bühne der Schande seyn, und einen unauslöschlichen Schandfleck auf seine Siege und seinen Namen zurückwerfen.

Nein, Mylord, diesen Ruhm dürfen sie auf Kosten der Unsrigen nicht erhalten! Können wir ihnen auch nicht das Verdienst einer edeln Selbstaufopferung ganz rauben, so können wir ihnen doch ein anderes Verdienst entgegen setzen. Anstatt der Vollendung ihres Ruhms durch den Tod, lassen Sie uns mit Geschenken sie überhäufen und durch Wohlthaten beschämen. Ueber unsere Großmuth wird man die ihrige vergessen.

Sie haben gesiegt! rief Eduard. Ich bin überzeugt; es sey so! Sie sollen nicht sterben. Man bringe sie her! — Sie kamen — und die Königin redete sie mit freundlicher Miene und liebreicher Stimme also an:

»Geborne Franzosen und Einwohner von Calais, ihr habt uns viel Blut und Geld gekostet, unser rechtmäßiges Erbtheil wieder zu erlangen; ihr habt aber, obgleich nach irrigem Urtheile, aufs beste gehandelt. Wir bewundern und verehren an euch die Tapferkeit und Großmuth, obgleich uns dadurch unsre gerechten Ansprüche sind vorenthalten worden. Ja, edle Bürger vortrefflicher Städte, wäret ihr auch noch so sehr Feinde unsrer Person und

unsers Throns, so habt ihr doch unsre ganze Hochachtung und Zuneigung gewonnen. Eure Tugend ist bewährt. Wir zerbrechen eure Fesseln, wir entreißen euch dem Blutgerüste und danken euch für die demüthigende Lehre, daß wahre Vortrefflichkeit nicht in der Geburt, nicht im Range, nicht in der Hoheit ist; daß diejenigen, welchen der Allmächtige solche Empfindungen ins Herz gelegt hat, über jeden Stand erhaben sind. Nun seyd ihr frei, und könnt zurückkehren zu euren Verwandten, Freunden und Landsleuten, die eurem Edelmuth ihr Leben und ihre Freiheit verdanken. Ihr habt die Wahl unter den Geschenken und Ehrenbezeigungen, die Eduard euch anbieten kann. O, daß wir euch unsere — Englands Söhne nennen könnten!«

Ach mein Vaterland! rief Saint Pierre aus, nunmehr zittre ich für Dich! Eduard erobert Städte — Philippa die Herzen.

---

13. Christoph Colomb.

Vor 380 Jahren lebte in Italien ein großer und verdienstvoller Mann, Christoph Colomb (Colon), ein Genueser von Geburt. Seine Voreltern hatten sich von der Schifffahrt genährt. Sein Vater, Dominikus Colomb, war ein Fischer; Christoph Colomb ward 1447 geboren. Schon

von früher Jugend an äußerte er eine sehr große Neigung, die Beschaffenheit aller Länder auf unserer Erdkugel kennen zu lernen, und neue Entdeckungen zu machen. Er beschäftigte sich daher am liebsten mit der Erdbeschreibung, Meßkunst, Sternkunde und mit Zeichnen der Land- und Seekarten. Er lebte damals in Lissabon, der Hauptstadt von Portugal. Hier machte er sich mit den neuern Entdeckungen und Besitzungen bekannt, welche die erfahrnen und kühnen Portugiesen seit einiger Zeit gemacht hatten. Dieses belebte seinen Eifer aufs neue, selbst Entdeckungen zu machen.

Er hatte, nach seiner großen Kenntniß und Erfahrung im Seewesen, einige Gründe zu vermuthen, daß es noch große Länder geben müsse, welche man finden würde, wenn man im westlichen Weltmeere immer gegen Abend weiter segelte.

Seine ersten Seedienste that er auf dem mitteländischen Meere (Mittelmeere), weil die Schifffahrt seiner Landsleute damals noch nicht weiter ging. Er suchte aber, bei seinem beherzten, muntern und wißbegierigen Geiste, und beseelt vom Triebe etwas Vorzügliches zu leisten, Gelegenheit zu weitern Seereisen und fand sie. Nach einer Reise in das nördliche Meer, auf der seine Einsichten ungemein erweitert wurden, trat er in die Dienste eines seiner Verwandten, eines Schiffs-

herrn, der auf eigene Kosten einige Schiffe ausgerüstet hatte, mit welchen er bald gegen die Venetianer, bald gegen die Türken kreuzte *).

Hierbei hätte der junge Colomb beinah sein edles Leben eingebüßt, hätte die Vorsehung dasselbe nicht zu etwas Wichtigern erhalten wollen. In einem hartnäckigen Gefechte mit den Venetianern, welches dieser junge Held tapfer bestand, gerieth das Schiff, welches er anführte, zugleich mit dem Schiffe, welches man geentert **) hatte, in Brand. — Die augenscheinliche Lebensgefahr betäubte ihn indeß nicht. Er behielt Geistesgegenwart, stürzte sich muthvoll ins Meer, erhaschte ein schwimmendes Ruder, mittelst dessen er sich das Schwimmen ungemein erleichterte, — und erreichte endlich glücklich die zwei Seemeilen ($1\frac{1}{2}$ deutsche Meile) weit entfernte Küste ***), nämlich die Küste

---

*) Kreuzen heißt: in einer gewissen Gegend des Meeres hin und her segeln, um den Schiffen der Feinde aufzulauern, und — wo möglich — sie wegzunehmen. — Ein solches Unternehmen heißt: Kreuzzug.

**) Entern heißt ein Schiff an das andre anhaken, daß es nicht wieder los kann. Entsetzlich ist es, wenn kein anderes Schiff, auf welches man sich bei einem Brande retten könnte, in der Nähe ist.

***) Auf einen Grad, der 15 geographische oder deutsche Meilen enthält, rechnet man 20 Seemeilen.

von Portugal, auf die er sich rettete. Sobald er sich erholt hatte, nahm er den Weg nach Lissabon.

Die Portugiesen, welche sich in dem großen atlantischen Weltmeere weiter als andere Völkerschaften wagten, wurden für ihre Bemühungen durch Entdeckung zweier Inseln belohnt, die sie Porto santo und Madeira nannten. Diese kühnen Seeleute gingen in ihrer Entdeckungsbegierde von Tage zu Tage weiter; bis sie Versuche anstellten, um zu erfahren, ob man von Afrika nach Ostindien segeln könne?

Colomb erwarb sich in Lissabon durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten bald die Freundschaft vieler Seeleute von Verdienst, in deren Gesellschaft von dem wichtigen Plane eines ununterbrochenen Weges zur See bis nach Ostindien geredet wurde.

Seiner großen Bestimmung ward Colomb dadurch näher gebracht, daß er sich mit der Tochter eines Schiffsherrn verheirathete, welcher einer von den ersten Entdeckern der Inseln Porto santo und Madeira gewesen war. Dadurch bekam er die Tagebücher und Seekarten dieses erfahrnen Mannes in die Hände und durchforschte sie genau. Bald begab er sich wieder zu Schiffe, machte eine Reise nach Madeira, und trieb dort einige Jahre lang einen einträglichen Handel, besuchte bald die

Kanarischen Inseln, bald die Küste von Afrika, und bald die Azoren.

Die Azorischen Inseln liegen in dem atlantischen Meere, zwischen Europa und Amerika; sie heißen auch Habichts-Inseln.

Sein reger Trieb und die kräftige Ermunterung manches Einsichtsvollen bestärkten unsern Colomb in seinem Entschlusse, das große Unternehmen, unbekannte Länder aufzusuchen, so bald als möglich in Ausführung zu bringen.

Um solche Entdeckungen machen zu können, wozu eine Zurüstung erfordert wurde, die sein Vermögen weit überstieg, bot er zuerst seine Dienste dem Rathe zu Genua an, dann meldete er sich bei dem portugiesischen Könige Alfons dem Fünften und nachher auch bei dem König von England, Heinrich VII., um auf ihre Kosten Entdeckungsreisen zu unternehmen; er wurde aber überall theils verlassen, theils abgewiesen. Zuletzt meldete er sich bei dem Könige von Spanien, Ferdinand V., mit dem Beinamen der Katholische *). Dieser war da-

---

*) Seine argwöhnische und furchtsame Gemüthsart machte ihn abgeneigt, irgend Etwas zu unternehmen, dessen Ausgang noch einigem Zweifel unterworfen war. Seine Gemahlin Isabelle hing ganz von ihm ab, und pflegte sich in nichts einzulassen, was nicht seinen Beifall hatte, ob sie gleich sonst unternehmender war als er.

mals gerade in einen Krieg mit dem letzten Könige der Mauren (einem Volke, welches aus Arabien in den obern Theil von Afrika und von da nach Spanien gekommen war und sich des größten Theiles dieses Landes bemächtiget hatte,) verwickelt. Ferdinand und Isabelle nahmen den Colomb mit vieler Achtung auf und hörten ihn mit großer Aufmerksamkeit an. Indeß gab man nicht gleich seine Erklärung gegen ihn von sich, sondern legte seinen Vorschlag gewissen Leuten zur Untersuchung vor, welchen alle zur Prüfung erforderliche Einsichten fehlten. Diese machten dem armen Colomb die abgeschmacktesten Einwendungen. Mit großer Standhaftigkeit ertrug dieser Edle den Stolz und Unverstand seiner Richter. Sein Blick blieb trotz aller Hindernisse auf seinen einmal ins Auge gefaßten Gegenstand gerichtet.

Nachdem er fünf Jahre verloren hatte, diese unwissenden Leute von der Vernunftmäßigkeit seines Entwurfs zu überzeugen, erfuhr er zu seiner großen Kränkung, daß man dem Könige den nachtheiligsten Bericht davon abgestattet hatte. Vom Hofe kam bald darauf der abweisende Bescheid: so lange der Krieg mit den Mauren dauere, könne man sich in kein anderes Unternehmen einlassen.

So schlug nun abermals Colombs süße Hoffnung fehl. Colomb hatte einen Sohn, Namens

Diego, den er innigst liebte. Ihn wollte er, ehe er Spanien verließ, noch einmal sehen. Er reisete also nach dem Kloster, worin derselbe erzogen wurde. Hier machte er mit dem Prior oder Vorsteher desselben, Namens Perez, einem gelehrten Manne, Bekanntschaft. Dieser begriff die Gründlichkeit des Plans, den Andere verkannt und verschmäht hatten, und beredete den Colomb, er möchte seine Abreise nur so lange aufschieben, bis er auf einen Brief, den er der Königin, bei der er in einigem Ansehen zu stehen sich schmeicheln durfte, schreiben wollte, würde Antwort erhalten haben.

Colomb fügte sich seinem Willen. Auf die nachdrückliche, dringende Vorstellung des Perez an die Königin bekam die Sache eine andere Wendung. Colomb wurde wieder an den Hof gerufen. Isabelle nahm ihn gütig auf; schon wünschten seine Freunde ihm Glück zur Erreichung seiner großen Absichten, als — die furchtsamen Zweifel des kleinmüthigen Königs Alles wieder auf einmal verdarben.

Eben dieselben Richter, die über Colombs ersten Antrag ungünstige Urtheile gefällt hatten, beharrten bei denselben. Der König wollte also nichts weiter von den Unterhandlungen mit Colomb hören, und auch Isabelle mußte dieselben wieder abbrechen.

Colomb ermannte sich, entschlossen, nach Eng-

land zu reisen, um dort einen Antrag an den König dieses Landes zu wagen. Indeß er zu dieser Reise sich anschickte, hatten die Spanier das Glück, die Stadt Granada zu erobern, und dadurch dem ganzen Reiche der Mauren in Spanien auf einmal ein Ende zu machen.

Jetzt wagten es zwei edle Männer, Quintanilla und Santangelo, diesen glücklichen Umstand zu benutzen und der Königin noch einmal die dringendsten Vorstellungen wegen des großen Plans ihres Freundes zu machen. Durch gewichtige Gründe überzeugt, konnten König und Königin nicht länger widerstehen. Ein Eilbote ward an Colomb abgefertiget; da dieser aber schon abgereiset war, setzte jener ihm nach, holte ihn glücklich ein, und führte ihn zurück nach dem Hofe der ihn jetzt mit Ungeduld erwartenden Königin. — Colomb erhielt 3 kleine Schiffe, mit welchen er auslaufen sollte. Das eine derselben, welches er selbst besteigen sollte, führte den Namen Santa Maria, das andere wurde die Pinta und das dritte die Nigna genannt. Die beiden letztern waren nicht viel ansehnlicher, als große Boote.

Dieses kleine Geschwader wurde mit Lebensmitteln auf 12 Monate versehen. Die Bemannung betrug 90 Mann. Alle Kosten der Ausrüstung beliefen sich auf 24000 Rthlr. (7000 Dukaten). Colomb

hatte sich anheischig gemacht, den achten Theil dieser Summe aus seinen eignen Mitteln zu bestreiten; er hatte sich aber auch den achten Theil des Gewinnes ausbedungen, den diese Seefahrt abwerfen würde.

Die Schiffe lagen zu Paros, einem kleinen Seestädtchen in Andalusien, segelfertig vor Anker. Colomb war gottesfürchtig, daher flehte er den großen Unsichtbaren, den Schöpfer des Weltalls, um Segen zu seinem wichtigen Unternehmen an. Von allen seinen Gefährten begleitet, ging er in einem feierlichen Aufzuge nach einem unweit der Stadt liegenden Kloster, verrichtete da seine Andacht, und auch das gesammte Schiffsvolk war von dem Gefühle derselben beseelt. Voll Vertrauen auf den Schutz des Höchsten kehrten sie zurück nach den Schiffen. — Am nächsten Morgen, am 3ten August im Jahre **1492**, gingen sie unter dem lauten Zuruf einer großen Menge von Zuschauern unter Segel.

Kaum war Colomb 4 Monate lang fortgesegelt, so fingen schon seine Seeleute an sich wider ihn zu empören, um ihn zu zwingen, nach Spanien zurückzukehren, weil sie kein Land entdeckten. Er besänftigte sie zwar auf alle Weise, indem er sie aus dem Fluge der Vögel, die von Zeit zu Zeit von Westen herflogen, muthmaßen ließ, eine Insel

oder festes Land müsse nicht mehr weit seyn; allein endlich wurden sie so aufrührisch, daß sie ihn über Bord werfen und zurückkehren wollten. Zu seinem Glücke wurden sie aufs neue einige Vögel, Meerschilf, Stücke von Brettern und sogar einen Strauch mit Beeren gewahr, der auch herbeigeschwommen kam, woraus sie schlossen, in der Gegend müsse eine Insel seyn.

Wirklich sahen sie am 11ten Oktober nach einer zwischen Furcht und Hoffnung zugebrachten Nacht, als es tagte, eine Insel, Guanahani, vor sich liegen. Diese, auch wohl die Kat-Insel genannt, ist eine der Lukaischen Inseln oder Bahama-Eilande. An dieser Insel, die Colomb San Salvador nannte (späterhin ward dieser Name nicht mehr beibehalten), segelte er mit seinen Gefährten vorbei, ohne daselbst vor Anker zu gehen, weil er von einem Lande in der Nähe hörte, wo das Gold in großem Ueberflusse seyn sollte. Dieses Goldland (in der Indischen Sprache Haiti genannt) erreichte er endlich nach einer langen und höchst gefährlichen Fahrt auf der großen und fruchtbaren Insel Hispaniola, oder Klein-Spanien wie er sie nannte, heut zu Tage St. Domingo.

Colomb erhielt bei seiner Rückkehr nach Spanien von dem König und der Königin außerordentliche Ehrenbezeigungen. Er wurde auch, wie man

ihm versprochen hatte, zum Unterkönige in allen neuentdeckten Ländern mit vielen Einkünften ernannt. Durch neue Entdeckungen, die Colomb auf wiederholte Versuche machte, ward er zwar immer angesehener und berühmter, aber auf der andern Seite ward er auch von Vielen beneidet und gehaßt, weil sie ihm die Ehre und das Glück nicht gönnten, die er sich durch eigenes Verdienst erworben hatte.

Seine Neider und Feinde suchten ihn besonders bei dem Könige verdächtig zu machen, und sprachen diesem so viel von eigennützigen, treulosen und herrschsüchtigen Absichten dieses wahrhaft ehrlichen Mannes vor, daß endlich der gute Mann unterliegen mußte. Dazu gab folgende Begebenheit die Veranlassung: Auf der Insel Hispaniola, wo sich Colomb als Gouverneur befand, waren bisher immer Unruhen und Aufruhr entstanden. Colombs Feinde gaben ihn als derselben Urheber an. Man beschloß, einen Abgesandten dahin zu schicken, um das Betragen Colombs zu untersuchen, und in dem Falle, daß er strafbar befunden würde, ihn abzusetzen. Eben zu der Zeit, als dieser Unglücksbote auf der Insel ankam, war Colomb durch unermüdete Bemühungen damit zu Stande gekommen, Ruhe und Ordnung auf der Insel wieder herzustellen. Als jener Abgeordnete, Namens Franz de Bo-

vadilla ankam, befand sich Colomb eben in einer entfernten Gegend der Insel, um daselbst einige nöthige Einrichtungen zu treffen. — Bovadilla, ein Mann, der sich weder um Gerechtigkeit noch Billigkeit bekümmerte, ließ sich, sobald er aus dem Schiffe gestiegen war, gerade nach Colombs Wohnung führen, und erklärte, dieses Haus wäre von jetzt an sein eigenes. Dies machte er auch öffentlich bekannt. Hiermit noch nicht zufrieden, setzte er alle Leute, welche Colomb hatte in Verhaft nehmen lassen, augenblicklich in Freiheit, und lud sie ein, sich über erlittenes Unrecht zu beklagen.

Das Alles war nun sehr hart und ungerecht: und doch war es nichts gegen die Abscheulichkeiten, welche dieser ungerechte Richter sich nunmehr gegen die Person des unterdrückten Colombs selbst erlaubte.

Der schändliche Bovadilla schickte ihm einen Boten mit dem Befehl entgegen, unverzüglich vor seinem Richterstuhle zu erscheinen, um von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Zugleich sandte er ihm den Befehl des Königs mit. Colomb erschrak über diese Nachricht heftig. Er traute seinen Augen nicht, er las das unglückliche Papier noch einmal; aber es war nicht anders. Er knirschte vor Unwillen und vor Kränkung, die er tief fühlte. Dennoch bedachte er sich keinen Augenblick, sondern

machte sich unverzüglich und ohne Murren auf den Weg, um sein Urtheil, worin es auch bestehen möchte — ehrerbietig zu empfangen.

Er kam an, und ward dem Bovadilla gemeldet. »Man lege ihn in Ketten!« rief der Unmensch, ohne ihn anzuhören, »und schleppe ihn fort!« — Man erfüllte den grausamen Befehl, legte ihm Ketten an, und schleppte ihn in Verhaft.

Schimpflich führte man ihn aus einem Lande, dessen Besitz er seinem Könige durch viele Mühseligkeiten und mit Gefahr seines Lebens erkauft hatte.

Kaum war der Kapitain, welcher den Colomb nach Spanien bringen sollte, unter Segel gegangen, als er sich seinem edeln Gefangenen mitleidig und ehrerbietig näherte, um ihm die Ketten abzunehmen. Allein Colomb weigerte sich, diesen Liebesdienst anzunehmen. »Lassen Sie mich! antwortete er ihm; ich trage diese Ketten auf Befehl meiner Obrigkeit; nur diese kann sie mir wieder abnehmen, und ich will, daß sie mich auch jetzt, wie vorher, gehorsam finden soll.« Er blieb also gefesselt, bis er nach Spanien kam.

Der König und die Königin erstaunten über die Nachricht, daß Bodavilla die ihm gegebene Vollmacht so sehr gemißbraucht hatte. Man erkannte die Unwürdigkeit einer solchen Behandlung eines so

verdienstvollen Mannes. Sogleich wurde ein Befehl erlassen, den Colomb augenblicklich in Freiheit zu setzen. Zugleich lud man ihn selbst auf das Verbindlichste ein, nach Hofe zu kommen, und schickte ihm Gelder, um sich anständig kleiden und seinem Stande gemäß erscheinen zu können. Colomb erschien vor dem Könige und dessen Gemahlin, und rechtfertigte sich gegen die Verläumdungen seiner boshaften Feinde, so daß Beide von seiner Unschuld völlig überzeugt wurden. Seine Feinde wurden zwar bestraft, allein Colomb erhielt niemals wieder das völlige Zutrauen seines Königs, sondern mußte in der Folge noch manche Kränkung erfahren, die aber dessen ungeachtet ihn nicht abhalten konnten, seine Pflichten treu zu erfüllen. Endlich nach vielen überstandnen Mühseligkeiten und Drangsalen endeten seine langen und bittern Leiden. Er starb zu Valladolid im Jahre 1506 im 59sten Jahre seines Alters. Sein Tod war seines Lebens würdig. Er starb ruhig und gelassen, und vergab seinen Feinden. Zu einem Denkmale der Undankbarkeit der Spanier führte er die Ketten, mit welchen er ehedem gefesselt worden war, mit sich herum; noch sterbend bat er, daß man sie mit in sein Grab legen möchte.

Dies war der Mann, den seine Zeitgenossen verkannten, dessen Name aber noch bei den späte-

sten Nachkommen unvergeßlich bleiben, und immer Liebe und Bewunderung in den Herzen derjenigen erwecken wird, welche Tugenden, wie die seinigen waren, zu schätzen wissen.

Die großen und wichtigen Vortheile, die Colomb durch seine Entdeckungen vorzüglich den Spaniern verschaffte, erstreckten sich in der Folge über ganz Europa. Man hätte den von Colomb entdeckten Erdtheil billig nach ihm Colombia nennen sollen; allein man ließ es in Spanien geschehen, daß ein Anderer, der erst 7 Jahre nach ihm in seine Fußtapfen getreten war, Amerigo Vespucci, ein florentinischer Edelmann, sich den unverdienten Ruhm zueignen durfte, als hätte er zuerst das feste Land der neuen Welt gefunden. Auf dieses Vorgeben nannte man diesen neu entdeckten Erdtheil nach jenem Florentiner, Amerika.

14. Der genügsame Curius Dentatus.

Curius Dentatus, ein sehr kluger Mann und einer von den besten Feldherren, den je die Römer gehabt haben, — brachte die Sabiner, den damaligen Römern furchtbare Feinde, so weit, daß sie demüthig um Frieden bitten mußten. In diesem so wie in andern Kriegen hatte er als Consul und Befehlshaber Gelegenheit genug, sich zu

be-

bereichern. Allein, weit entfernt, sich Schätze zu sammeln und seine Mitbürger darben zu sehen, begnügte er sich mit einem kleinen Landgute, das er selbst bearbeitete, und von dessen Ertrag er mäßig lebte. — Als er die Sabiner zu Paaren getrieben hatte, schickten sie Gesandte mit Geld zu ihm, damit diese ihn bewegen sollten, ihnen bei den Römern einen nicht gar zu harten Frieden auszuwirken. Die Gesandten trafen ihn beim Heerde stehend an, als er Rüben vom Schmutz reinigte, um sie beim Feuer zu kochen. Sie boten ihm Geschenke an. Ganz gelassen gab er ihnen zur Antwort: »Ich verlange euer Geld nicht, ich will gern arm seyn, wenn nur Die reich sind, denen ich zu befehlen habe. — Geht nach Rom vor den Senat. Auf Euch wird es ankommen, ob ihr von ihm Frieden oder Krieg haben wollt.«

---

15. Gutmüthigkeit.

An einem schönen Sommertage fand in einer deutschen Residenzstadt die jährliche Feier eines sehr beliebten Volksfestes Statt. Zahlreich war die Menge nach dem gewöhnlichen Versammlungsorte außerhalb der Ringmauern hingeströmt, und Jung und Alt im bunten Gemische aller Stände ver=

sammelt, um sich bei mancherlei Spielen, unter dem heitern blauen Himmel, im traulichen Gespräche und bei frohen Scherzen mit einander zu ergötzen. Der Reiche hatte die stolze Karrosse verlassen, und sich theilnehmend unter die Fröhlichen gemischt, und selbst der Arme seine Kindlein in ihrem Sonntagsputze dahinaus geführt, wo an dem Tage ein Zweck: gemeinschaftliches Vergnügen, und eine Stimmung: Empfänglichkeit für Freude Alle Alle vereinte. Auch an Fremden fehlte es nicht, denn in weiter Ferne war der Tag als ein allgemeiner Volksfesttag bekannt, und der Ausländer kam bei seiner Durchreise durch die Residenz gern dahin, wo er — wenn überhaupt Beobachten seine Sache war — die Eigenthümlichkeiten des örtlichen Volkslebens am besten beobachten konnte.

Hauptsächlich aber fehlte es an diesem Tage auch an dem gemeinschaftlichen Versammlungsorte nicht an Personen, welche das öffentliche Vergnügen zugleich als Gelegenheit, sich einen Verdienst zu erwerben, zu benutzen strebten. Da wurden fremde Thiere und ihre Künste gezeigt, da stand mehr als eine Camera obscura errichtet, da waren Seile ausgespannt, auf welchen Equilibristen ihre Herrlichkeiten produzirten, und besonders hatte sich eine so zahlreiche Menge von Musikern der untern Gat-

tung zusammen gefunden, daß die ohnehin nicht eben harmonischen Töne ihrer Instrumente, und ihres mitunter ganz kläglichen Gesanges, ein Gewirr und Geräusch — oft bis zum Betäuben — erzeugten.

In der Residenz fristete sich ein alter blinder Invalide dadurch seine — durch den Gnadensold nicht hinlänglich gesicherte — Subsistenz, daß er ohne zu betteln an öffentlichen Orten erschien, und auf einer elenden Geige noch elender manche längst veraltete Märsche, Tänze oder bekannte Volkslieder spielte, wo denn doch manches mitleidige Herz den Willen für die That nahm, und, als ob er Harmonie der Töne vernommen hätte, die Disharmonie mit einem Scherflein bezahlte. Der Invalide, ein ehrwürdiger alter Graubart, hatte manche Schlacht mitgefochten, neun Wunden bedeckten seinen Leib, und sein rechter Fuß war beim Eindringen in eine vom Feinde mit verzweifeltem Muthe vertheidigte Bresche einer erstürmten feindlichen Festung liegen geblieben. Seine Stelle mußte jetzt ein Stelzfuß ersetzen, mit welchem langsam aber stolz und gerade — wie früherhin — einherzuschreiten dem Alten um so schwerer ward, als seit einigen Jahren bereits das immer schwächer gewordene Licht seiner Augen völlig erloschen war. Jetzt führte ein Tochterkind des Alten, ein freundlicher sieben-

jähriger Knabe, den Großvater; war der Knabe aber in der Schule, so vertrat ein sorgsam abgerichteter Pudel die Stelle desselben, und leitete den blinden Invaliden, der ihn an einer Leine hielt, mit bewundernswürdiger Klugheit und Sicherheit.

Man kannte den alten Mann und seinen Hund, wenn er an Promenaden in der Stadt, über Plätze derselben, oder vor den Thoren auf Spaziergängen langsam einhergeschritten kam, man machte ihm gern Platz, warnte auch wohl vor diesem und jenem ungewöhnlichen Hindernisse, und erinnerte ihn, da oder dort zu warten, bis der Weg für ihn wieder frei wäre. Dabei fiel dann mancher Groschen in seinen Hut, und der dankbare Alte empfing gerührt jede Gabe der Milde, die er nicht erbettelt, nicht mit seinem Geigenspiel verdient, deren er sich aber vor tausend Andern würdig gemacht hatte. Selbst Fremde blieben stehen und betrachteten den Greis und seinen Hund, wenn Letzterer den Erstern zu den gewöhnlichen Plätzen, wo er zu rasten, und ein Stückchen aufzuspielen pflegte, hingeführt hatte, und nun durch Hinaufspringen an seine Knie das Zeichen gab, daß er still stehen, und zu seinem Instrument greifen sollte; und manches dem Alten unbekannte Auge füllte sich dann mit einer Thräne der Rührung, manche fremde Hand drückte die Hand des Greises — und ihm eine Gabe in dieselbe.

Auch heute an diesem Volksfesttage hatte der Invalide sich, von seinem Enkel geführt — während der treue Hund munter vorauf sprang — an einen Ort bringen lassen, wo zahlreiche Schaaren froher Menschen vorüberzogen, um dort vielleicht durch sein Spiel einigen Gewinn zu haben. Theils aber, weil der Musikanten Zahl heute zu groß, oder die allgemeine Aufregung zu lebhaft, und die Menge durch viele andere Gegenstände zu zerstreut, theils aber — und vielleicht hauptsächlich — weil das sehr unvollkommne Spiel des Alten den Meisten der Vorübergehenden eher mißfällig als angenehm war, — genug, demselben wollte seine Absicht heute nicht gelingen. Zwar hatte er die alte Geige möglichst gut neu besaitet, zwar seinen besten Bogen zu sich genommen, zwar bestrich er denselben fleißig mit Kolofonium, und strengte sich auf das Entschlossenste an, seine alten Tänze und Märsche eindringlich vorzutragen, aber immer vergebens; es trat kein Wohlthäter zu ihm und seinem schüchtern, traurig und verlegen dastehenden Enkel mit einer Gabe heran; ja es hielten sich Einige sogar beim Vorübergehen die Ohren zu — und rohe Bursche ließen gemeine Spöttereien laut werden, die den Alten — obschon er sie vor seinem eigenen lauten Spiele nur halb vernahm — auf eine sichtbar schmerzliche Weise ergriffen.

Da fuhr zwischen der wogenden Menschenmenge langsam ein offener Wagen vorüber, in welchem ein einzelner Herr saß. Dieser beobachtete den Invaliden, und schien Antheil an seiner Lage zu nehmen. Zehn Schritte von demselben entfernt, stieg er plötzlich aus, ließ den Wagen fahren, trat zu dem Greise heran, drückte ihm ein beträchtliches Geldstück in die Hand, und forderte denselben mit freundlichen Worten auf: ihm seine Violine auf einige Augenblicke zu leihen. Als er sie erhalten, stimmte er sie möglichst, und fing hierauf ohne Verzug, dicht neben dem Alten stehend, so trefflich, als es das Instrument irgend gestattete, zu spielen an.

Die Vorübergehenden, theils schon aus Neugier bei dem seltsamen Beginnen des Fremden gespannt, theils durch die immer eindringlichern Töne seines Spiels gefesselt, sammelten sich bald um den Mann, dessen liebevolles Betragen gegen den Greis von Mund zu Munde ging. Man horchte, man staunte, man verstand seine Absicht, und reichliche Gaben wurden dem Knaben und dem Invaliden von allen Seiten her dargebracht, welcher verlegen, gerührt da stand, und nicht wußte, wie ihm geschehen war.

Wohl eine halbe Stunde setzte der Fremde sein Spiel fort, und beschloß es zu allgemeiner

jauchzender Freude mit der Weise eines bekannten Volksliedes zur Ehre des Landesherrn.

Dann gab der Fremde dem Invaliden die Geige wieder zurück, drückte dem wackern Alten froh und herzlich die Hand, und verlor sich still unter die Menge.

Aber er war dennoch erkannt. Der liebreiche Menschenfreund, der seine Kunst so edel zu einem schönen Zweck benutzt hatte, war — der allgemein geehrte und berühmte Violinist Alexander Boucher aus Frankreich.

---

16. Der Vaterlandsfreund, Mucius Scävola.

Die Römer waren der Tyrannei ihres letzten Königs, Tarquin des Uebermüthigen, überdrüßig geworden, hatten ihn fortgejagt, die königliche Regierung abgeschafft und dagegen eine republikanische Regierungsverfassung eingeführt. Tarquin suchte bei den um Rom wohnhaften Völkern Hülfe, durch die er seinen umgeworfenen Thron wieder festzustellen bemüht war. Allein die Römer fochten für ihre Freiheit so herzhaft, daß es ihm unmöglich war, zu seinem Zwecke zu kommen. Er wendete sich darauf an den etrurischen König Porsenna, und nahm ihn gegen die Römer so ein, daß Porsenna dem Freistaate den Krieg erklärte. Er focht

für seinen Freund glücklich, und stand schon vor Roms Thoren. Der tapfere Horatius Cocles verhinderte ihn an dem Eindringen in die Stadt. Hierauf schlug der König vor Rom sein Lager auf, und faßte den Entschluß, die Stadt förmlich zu belagern. Dadurch kamen die Römer in Noth, allein der Muth entfiel ihnen nicht. Ein junger Mensch, Mucius Scävola (linkhändig), — schlich durch das Lager sich nach des Königs Zelt, um ihn zu ermorden. Er stach aber den Geheimschreiber des Königs todt, den er, seines prächtigen Anzuges wegen, für den König hielt, der nur in schlichtem Anzuge war. Mit dem Dolche bahnte er sich einen Weg durch den gedrängten Haufen. Man ergriff ihn und führte ihn vor den Porsenna. Wer bist du? fragte ihn der König. »Ich bin ein Römer; meine Name ist Mucius, ich wollte als Feind meinen Feind tödten; jetzt habe ich eben so viel Muth zu sterben, als vorhin, Dich zu ermorden. Ich bin nicht der Einzige, von dem Du den Tod zu fürchten hast. Noch 300 junge Römer sind da, die sich zusammen gegen Dich verschworen haben.«

Der König erschrak über die ihm bevorstehende Gefahr, rief die Wache und sprach von Foltern. Neben ihm stand eine Pfanne mit glühenden Kohlen. Schnell steckte Mucius seine rechte Hand in

das Feuer, und ohne eine Miene zu verziehen, ließ er sie eine Zeit lang braten, und sagte: »Verwünscht sey die Hand, die Dich verfehlte! Sieh', wie wenig ein Römer sich aus Deiner Folter macht. Die achten den Schmerz wenig, welche unsterblichen Ruhm vor sich sehen.« — Der König, erstaunt darüber, zog wegen Tarquins Regierung genauere Erkundigung ein; und als er erfuhr, wie sehr ihn Tarquin hintergangen hatte, ließ er den unerschrockenen verwegenen Mucius los, und schenkte Rom den Frieden und seine Freundschaft.

---

17. Der Flötenspieler Young.

Doctor Young bließ vortrefflich die Flöte. Einmal fuhr er mit einigen Damen, die er ins Vauxhall führen wollte, über die Themse, und fing auch an zu blasen; aber da sie deswegen von einem andern Fahrzeuge, das voller junger Offiziere war, verfolgt und immer begleitet wurden, so steckte er seine Flöte ein. — Einer von jenen jungen Leuten fragte ihn darauf: Warum hören Sie auf zu blasen? Aus eben der Ursache, antwortete Young, warum ich zu blasen anfing. — Und welche war das? — Weil es mir so gefiel. Gut denn, antwortete der Offizier, nehmen Sie den Augenblick Ihre Flöte wieder und blasen Sie fort; oder

ich werfe Sie in die Themse. Da Young sahe, daß die Damen, welche bei ihm waren, über den Streit in Angst geriethen, gab er den Umständen nach, und bließ während der ganzen Ueberfahrt ganz angenehm fort. Als die Gesellschaft in Vauxhall angekommen war, verlor er seinen Beleidiger nicht aus dem Gesichte, und als er ihn des Abends in einem Lustwandelgang allein fand, ging er zu ihm, und sagte ihm in einem festen und ruhigen Tone: Mein Herr, aus Furcht, Ihre und meine Gesellschaft zu beunruhigen, habe ich Ihrer Ungebührlichkeit nachgegeben; aber um Ihnen zu beweisen, daß Beherztheit eben so gut unter einem schwarzen, als unter einem rothen Kleide wohnen könne, ersuche ich Sie, Morgen Vormittag um 10 Uhr, sich im Hydepark einzufinden. Sekundanten brauchen wir nicht, der Streit geht blos uns an, und es wäre unnöthig, Fremde hineinzumischen. Da wollen wir uns auf den Degen schlagen. — Der junge Kriegesmann nahm die Ausforderung an. Beide fanden sich zur bestimmten Stunde ein, und der Offizier zog seinen Degen, — setzte sich in Positur; Young aber setzte ihm ein Pistol auf die Brust. — Wollen Sie mich umbringen? schrie der Offizier. — Nein, antwortete Young ganz kalt, — aber seyn Sie so gütig, Ihren Degen auf der Stelle einzustecken und eine Menuet zu tanzen, oder Sie sind

Pag: 90.

auf der Stelle des Todes. Der Offizier machte einige Umstände, aber Kaltblütigkeit und Ton seines Gegners wirkten so viel, daß er gehorchte. Nach geendeter Menuet sagte Young: Sie zwangen mich gestern, wider meinen Willen auf der Flöte zu blasen, ich habe Sie heute wider Ihren Willen tanzen lassen, wir sind quit. — Sind Sie indeß noch nicht zufrieden, so will ich Ihnen alle Genugthuung geben, die Sie verlangen.

Statt aller Antwort fiel der Offizier ihm um den Hals, machte Entschuldigungen und bat ihn um seine Freundschaft, und wirklich errichteten sie unter einander einen Bund, der nicht eher, als mit Youngs Tode aufhörte.

18. Mutterliebe.

Am 1. März 1826 erschien — so erzählen öffentliche Blätter — ein wüthender Wolf in der Gegend von Bourges, fiel einen Mann an, und brachte ihm gegen vierzig Wunden bei. Gezwungen, diese seine Beute fahren zu lassen, lief er davon, ergriff aber eine Strecke weiterhin ein am Boden sitzendes Kind von funfzehn Monaten, und schleppte dasselbe, es in seinen Zähnen haltend, mit sich fort. Das erblickt die herbeigeeilte Mutter, Suzanne Mablinat mit Namen, stürzt dem

Wolfe nach, erreicht ihn, reißt ihn zu Boden, und wirft sich auf ihn. Erschrocken läßt der Wolf seine zweite noch unbeschädigte Beute fahren. — Das Kind war durch hohe, hingebende Mutterliebe gerettet; auch die edle beherzte Frau erlitt keine Verletzung. Der Wolf entrann ihr zwar, wurde aber kurze Zeit darauf von den zahlreich herbeigeeilten Männern erlegt.

---

19. Das Kind und die Taube.

Ein Kind lief, mit seinem Bogen in der Hand, durch ein Gebüsch. Nahe dabei wiegte sich, Liebe girrend, eine weiße Taube. Das Kind erblickt die Taube, in ihr ein Ziel, — legt an, tödtet und freuet sich, daß es treffen konnte. Nun hüpft es zu seinem Raube hin, lächelt, mit unschuldiger Grausamkeit, aus der Ferne ihm entgegen. — Da steht der kleine Sieger bei der sterbenden Taube, — sieht ihr Blut, hört ihren letzten Todesseufzer, flieht und zerfließt in Thränen.

II. Fabeln.

1. Die Wohlthaten, oder die Biene und das Schaf.

Hast Du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren als uns? — fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiederte dieser. —

Und wen? — Das Schaf; denn seine Wolle ist mir nothwendig. Dein Honig aber ist mir nur angenehm.

Unwillig flog die Biene fort, kam aber heftig summend bald wieder zurück.

Willst du noch einen Grund wissen, sagte der Mensch, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? — Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; — aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich noch immer mich vor deinem Stachel fürchten.

2. Ein Hahn und ein kostbarer Stein.

Ein Hahn, der im Mist scharrte, fand einen kostbaren Stein. Nachdem er diesen eine Zeit lang angesehen hatte, sagte er zu ihm: Es ist mir leid, dich an einem so häßlichen Orte zu sehen; ich wünschte dich in den Händen eines Juweliers; denn was mich betrifft, so wäre mir ein Gerstenkorn lieber, als alle Edelsteine in der Welt. —

Nützliche und nothwendige Dinge sind denen vorzuziehen, die zu nichts dienen, als zur Pracht und zur Eitelkeit.

3. Der Fuchs und die Weintrauben.

Ein Fuchs, ganz hungrig, kam zu einem Platze, wo einige treffliche reife Trauben an einem sehr hohen Weinstocke hingen. Er bemühte sich lange genug mit Springen, sie zu erhaschen; aber sein Bemühen war vergeblich, es wollte nicht glücken. — Da ging er fort voll Verdruß und Zorn; zugleich rief er aus: »Ei! das sind nur grüne und saure Dinger, ich will sie lassen, wo sie sind; ich mag sie nicht essen, wenn man sie mir gleich schenken wollte.« —

Man muß aus der Noth eine Tugend machen, und sich der Sachen enthalten, die man nicht haben kann; wer sich aber durch Herabsetzung dessen,

was er nicht erlangen kann, rächen will, der macht sich lächerlich.

4. Eine Katze und ein Hahn.

Eine Katze fiel einen Hahn an, unter dem Vorwande, daß er mit seinem Krähen Jedermann am Schlafe hindere. Der Hahn entschuldigte sich, indem er ihr vorstellte, er wäre ihr keinesweges beschwerlich, vielmehr wäre er den Reisenden von sehr großem Nutzen, indem er ihnen die Stunden der Nacht anzeigte. Diese Vorstellungen, ob sie gleich sehr gut waren, wurden von der Katze so wenig genehmiget, daß sie diese nicht abhielten, den Hahn umzubringen und zu verzehren, ohne weiter ihn anzuhören. —

Bosheit giebt oft die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen an.

5. Ein Schaf und eine Krähe.

Eine Krähe sah, daß ihre Jungen in ihrem Neste vor Kälte sterben würden; sie verlangte daher von einem Schafe ein wenig Wolle, sie zu erwärmen. Dieses sanftmüthige und ruhige Thier willigte sogleich darein; aber die unverschämte Krähe mißbrauchte die Willfährigkeit des Schafes, und hackte dasselbe so grausam, daß Blut von ihm floß.

Das Schaf that indeß nichts weiter, als daß es ihren Undank und ihre Grausamkeit ihr vorwarf. —

Gutes mit Bösem vergelten, verräth ein verderbtes Gemüth.

6. Eine Schlange und ein Amboß.

Eine Schlange hatte sich in eines Schlossers Werkstatt geschlichen und fiel im Zorn einen Amboß an, um ihn zu benagen. Da sie aber sah, daß ihr Bemühen vergeblich war, glaubte sie, daß sie mit der Feile besser zurecht kommen würde; diese aber sagte zu ihr mit spöttischer Stimme: Du einfältiges Thier, meinst du denn, du könntest mich mit deinen Zähnen verletzen, mich, die ich das Eisen zernage und den Amboß zu Pulver machen kann, den du nicht einmal hast bekratzen können?

Böse Zungen und Verläumdungen können Menschen von bewährter Tugend nicht verletzen.

7. Ein Hirsch und ein Schaf.

Ein Hirsch verklagte ein Schaf bei einem Wolfe, daß es ihm einen Malter Weizen schuldig wäre. Der Wolf verurtheilte dasselbe, ohne weitere Umstände dem Hirsch das zu zahlen, was er von ihm verlangte. Das Schaf versprach, den Ausspruch auf den bestimmten Tag zu befolgen.

Abends vorher ließ ihm der Hirsch den Verfall des Termins andeuten. Das Schaf antwortete ihm, es würde nicht zahlen, weil die bloße Furcht vor dem Wolfe, als seinem offenbaren Feinde, es dahin gebracht hätte, ihm zu versprechen, dasjenige zu bezahlen, was es ihm doch nicht schuldig wäre.

8. Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen, springt Spitz, Verfolgern zu entkommen, in einen klaren Fluß. Er schwimmt und sieht hinein! sieht sich und auch das Fleisch. Ihm dünket dieser Schein, ein andrer Hund mit Fleisch zu seyn; sogleich nimmt ihn die Lust, auch dies zu haben ein. — Besiegt von der Gewalt des Neides, schnappt er nach jenem; — weg war Beides! — »Ein Geiziger ist nimmer satt; und so verliert er oft auch das noch, was er hat.«

9. Der Haushahn und der Hund.

Sage mir, fragte der Haushahn seinen ehemaligen Nachbar, den Hund, warum besuchst du uns gar nicht mehr, und scheuest dich so vor deinem alten Hause? — Manches Stückchen Fleisch und manchen Knochen trag' ich und meine Frauen in deine Wohnung, um dich wieder in unsere Nach=

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

barschaft zu locken; aber umsonst. Sag, woher dieser Abscheu vor unsrer Gegend? — Siehst du nicht, erwiederte der Hund, jene Kette, die mich so lange in der Sklaverei erhielt? — Ach ich zittre jedesmal, wenn ich nur vorbei gehen muß!

10. Ein Hirsch, der sich im Wasser sah.

Im Krystall einer Quelle spiegelte sich einsmals ein Hirsch. Nicht genug konnte er die Schönheit seines vielästigen Geweihes loben, aber auch nicht genug über seine Läufe sich ärgern, die sich, dünn wie Spindeln, in dem Wasser verloren.

»Welches Mißverhältniß, sagte er, von meinem Kopfe zu meinen Füßen! Meine stolze hochbewachsene Stirn wetteifert mit allen Gebüschen umher, aber meine Füße machen mir nichts als Schande!«

Hier kommt ihm ein Stöber auf den Hals und nöthiget ihn, das Weite zu suchen. Er stürzt sich in das Dickicht des Waldes, aber jeden Augenblick hält ihn der schädliche Schmuck seines Geweihes auf, und hindert die guten Dienste, welche ihm seine Läufe zur Rettung seines Lebens so gern erzeigen wollen.

Jetzt geht er in sich, verdammt den Kopfputz, den ihm der Himmel jedes Jahr zum Geschenke

giebt, und lernt über das Schöne, das uns oft unglücklich macht, das Nützliche nicht verachten.

11. Der Löwe und sein Sohn.

Aber, sagte ein junger Löwe zu seinem Vater, wie kommt es, daß wir jetzt in einer so kleinen Höhle leben, und daß du alle die Thiere, welche deiner Majestät mit so vieler Ehrfurcht begegnen, so verächtlich behandelst, und sie nicht ein einziges Mal zu dir einladest? Man hat mir erzählt, du hättest dies sonst sehr oft gethan. —

Mein Sohn, erwiederte der Vater, man hat dir die Wahrheit gesagt. Ich bewohnte dort jenen Pallast, und die Angesehensten des Thierreichs waren täglich bei mir versammelt, und füllten ihren Magen. Alle schmeichelten mir und schwuren, selbst ihr Leben für mich zu lassen, wenn ich je in Gefahr kommen sollte. Einmal kam ich auf der Jagd in die Schlinge eines Jägers. Ich rief um Hülfe: Alle sahen mich; Einige zuckten die Achseln; Andere lachten und nahmen meine Beute; Keiner rettete mich, bis ein elendes Mäuschen, das ich nie gewürdiget hatte, an meine Tafel zu laden, der ich aber einmal eine geringe Wohlthat erwiesen hatte, herbei eilte und die Stricke zerbiß. Diese ist seit der Zeit meine einzige Gesellschafterin gewesen.

12. Die gefangene Maus.

Eine hungrige Maus war durch ein Stückchen gerösteten Speck verleitet worden, in eine Falle zu gehen, sah nirgend einen Weg zur Rettung und jammerte über ihr Schicksal.

Das hörte eine etwas ältere äußerst ernsthafte Maus, die eben vorbei gehen wollte und an der Stimme ihre Gespielin erkannte. Hab' ich dich nicht schon — sagte sie — hundert Mal gewarnt, und doch hast du dir deinen Vorwitz nicht abgewöhnt. Es geschieht dir ganz recht, daß du dafür nun büßen mußt! — Weißt du noch, wie ich erst vorgestern —

O schweig jetzt — erwiederte die Gefangene — mit deinen Vorwürfen! Weißt du eine Rettung für mich, so wende sie an. Künftig, wenn ich Zeit habe, will ich deine Strafrede hören und mich bessern. Kannst du mir aber nicht helfen, so gehe und vergrößere wenigstens nicht noch mein Unglück durch deine stolze Weisheit. —

* * *

Bei Uebeln und Unglücksfällen, die nicht mehr zu ändern sind, ist es grausam, dem Unglücklichen zu sagen, was er vorher hätte thun sollen. — Siehst du deinen Nebenmenschen im Unglück, so

suche ihn zu retten, oder suche wenigstens seine Qual durch Trost zu lindern.

13. Ein Spitz und eine Pudelschar.

Willkommen, Brůder! rief ein Spitzchen einer Pudelschar entgegen, die eben von einer großen Bildungsreise ermůdet angekommen mar. — Was habt ihr denn Neues gesehen? Man spricht jetzt viel von einer verhångnißvollen schweren Zeit. Saht ihr nicht Hamburgs Flaggen wehen? Seid ihr auch in Berlin gewesen, in der schönen Königsstadt? Wie weit liegt sie von uns entfernt? — Sagt Brůder, wie steht es am Rheine? Sind dort die Spitze auch so weiß wie hier? Wie schmeckte euch Frankreichs Wein? Hålt man in Wien auch viel auf Pudel? Wie gefiel euch denn Paris? Wie viel der eisernen Brůcken habt ihr dort gesehen?

Herr Bruder, fiel der ålteste Pudel ihm in die Rede, — wir gestehen, daß wir auf so verworrene Fragen keine kluge und befriedigende Antwort ertheilen können. — Denn, wer nur fragt und niemals hört, ist keiner klugen Antwort werth.

14. Die Biene und die Ameise.

Die kleine Ameise sprach zu der fleißigen Biene, die emsig Nektar aus den Blůthen sog: »Wie kommt

es doch, daß man mir niemals den Dank zollet, den man mir billig bringen sollte? Der Mensch entzieht dir nie den Dank. Aus Lindenblüthen sammelst du dir Honig; ich sammle unermüdet Körner und schütze mich vor Hungersnoth; — und dennoch achtet man mich gar nicht, verheeret mir meine Vorrathshaufen, stört mich aus meiner Ruhe und tritt mich endlich gar ohne Erbarmen todt.« —

Darauf sprach die Biene ganz gelassen: »Woher das kommt, will ich dir wohl sagen: Wir sammeln Beide; du sammelst für dich allein, ich aber sammle auch für Andere mit ein.« —

Der Habsüchtige sammelt und karget nur für sich; der Edle, Uneigennützige will mit seinen Schätzen nicht bloß sich allein, sondern auch Andern Freude machen.

15. Die Stahrenschar und ein Schwan.

In großem Haufen, mit hellem Geschrei fiel eine Stahrenschar auf einen Baum am spiegelhellen Weiher, wo Apolls Liebling, ein majestätischer, schöner Schwan seine Lustfahrt hielt.

»Ach, der arme Vogel! o das bedauernswürdige Geschöpf! — schrieen die Wichte und flatterten durch einander. Er ist auf immer zum Wasser verdammt, wie der dumme Fisch. Fliegen kann er auf keinen Fall.« —

Da erhob sich der Schwan mit mächtigem Fittig hoch in die Luft und verschwand vor dem staunenden Schwarme seiner gänzlich verstummenden Krittler.

»Hast du es gesehen? zwitscherten endlich ein paar junge Mätzchen, — fliegen kann er zwar ganz erträglich; aber das muß er doch bleiben lassen, zu singen wie wir!«

16. Zwei Raben und ein Käse.

Zwei Raben fanden zu gleicher Zeit einen der schönsten Käse, und hatten viel Streit, wer ihn behalten sollte.

Der Schlaukopf Fuchs war in der Gegend berühmt als Schlichter aller höchst verworrenen Fälle.

»Komm mit zum Fuchse! schrie dieser und jener. Der Fuchs soll die Sache entscheiden.«

Der Fuchs nahm zuerst den Käse in Beschlag, um ihn gerichtlich zu verwahren, und bestimmte den hungernden Parteien den Termin zum rechtlichen Handel.

Der Kukuk und die Elster hatten die Anwaltschaft über sich genommen und erschienen an dem bestimmten Tage, stritten für und wider die beiden Raben und trieben ihr Geschrei ziemlich lange. Der Fuchs indeß hörte zu, verzehrte den Käse fried-

lich und ruhig und wußte zuletzt den Zwist gar schlau durch diesen Bescheid zu beenden: »Der Käse ist verstritten, und dabei hat es sein Bewenden.« —

17. Der Löwe und das Aeffchen.

Ein Aeffchen, flink und schön gewachsen, kam zu dem mächtigen Beherrscher oder Sultan der Thiere, und hielt, gerade zur Zeit der Tafel, als reisender Künstler um eine Unterstützung an. Mit ernster Miene sprach der Löwe: Bist du in deiner Kunst geschickt? zeige dich als Meister. Ein strenger Fleiß bringt Glück. Was verstehst du Alles? laß sehen, ob du ein Virtuos bist. Dort sind die schönsten Instrumente, spiele! — Nun fing das Aeffchen an zu klimpern. — Schweig! brüllte der Löwe, durch solch ein Stümpern belebst du das Gefühl auf keine Weise! Vielleicht verstehst du dich besser auf das Malen? — Das Aeffchen zeigte ein Bildniß, wohlgemuth und etwas keck.

Verwegner Prahler, wie wagst du das meiner Majestät zu zeigen? — schrie König Löwe; das ist Geschmier, Kleckmalerei! —

Du magst vielleicht besser singen. — Ist dies der Fall, so gieb uns durch ein gutes Opernstück einen Ohrenschmaus.

Am Hofe des Löwen ward es bald still und Aller Ohren lauschten. Das Aeffchen kreischte einen Triller; darüber ward des Königs Blick sehr zornig. Entferne dich! rief der König. Denn Hochverrath beginge der an den Künsten, der solchem Affen noch Unterstützung verschaffen wollte.

Von Vielem Etwas — Nichts aber gehörig und richtig kennen, läßt dich noch keinen Künstler nennen, bringt billig an den Bettelstab.

18. Der Hirsch, das Pferd und die Eule.

Auf einer kleinen mit Holz umkränzten Wiese erhob sich ein Streit zwischen einem Hirsch und einem Pferde über ihre beiderseitigen Verdienste. Ich, behauptete der Hirsch, verdiene unstreitig den Vorzug vor dir. Ich übertreffe dich an Schnelle, Schönheit und an Jahren. Als dein Großvater noch ein Füllen war, — war ich schon das Schrecken der Bauern, die ihre Erbsen und Wicken vergebens vor mir einzäunten, und wenn dein Enkel einst in diesen Busch kommen wird, um Holz ins Dorf zu schleppen, werde ich noch manchen Krautgarten zu verwüsten im Stande seyn.

Zugegeben, versetzte das Pferd, daß mein Alter dem deinigen nicht gleich kommt; aber ich ziehe den

Dünger auf das Feld, das deine Gefräßigkeit verwüstet; ich stürze die Aecker um, und versorge die Speicher des Landmanns mit allen Arten von Getreide und seine Vorrathskammern mit Gemüse. Und wie viele Geschöpfe würden im Winter vor Kälte erstarren, wenn ich nicht nach vollbrachter Feldarbeit das Holz herbeischaffte, womit sie der Kälte Trotz bieten!

Wohlgesprochen! rief philosophisch eine Eule aus einer hohlen Weide.

»Nicht ein langes, sondern ein nützliches Leben macht verdienstvoll!«

Schwätzerin, antwortete der Hirsch, wie kraftlos ist deine Sittenlehre, da du sie selbst nicht ausübest! Erzähle mir doch deine Verdienste! —

Meine Verdienste? versetzte die Eule; — ich will mich zwar nicht selbst rühmen; denn die Eitelkeit steht einem Philosophen übel an, aber weil du mich aufforderst, so wisse, daß ich in meiner Einsamkeit dem Zusammenhange der Dinge nachdenke, — und durch mein Geschrei dem Landmann das einfallende böse Wetter verkünde. Das läßt sich hören, sagte der Holzbauer, indem er sein Pferd anspannte, es ist doch mehr Ehre dabei, zu speculiren und Stürme zu prophezeien, als wenn man die Saaten zertritt und den Weizen abkolbet.

»Wenig Nutzen stiften, ist immer besser, als Schaden thun, indeß lobe ich mir mein Pferd.« —

19. Die Feldmaus und die Stadtmaus.

Zur Feldmaus in ihrer armen Höhle kam einmal die Stadtmaus zum Besuch, und jene nahm, da beide schon vor vielen Jahren Herzensfreunde waren, sie freudig auf. Zwar lebte sie sonst sehr genau und pflegte das mit Mühe Erworbene sorgsam aufzusparen, doch für einen so lieben Gast erweiterte sich ihr Herz, und was sie noch nicht wagte selber anzurühren, das lange Haferkorn zierte jetzt ihre Tafel. Erbsen und ein Stück benagten Speck brachte sie herbei, tischte trockne Beeren auf und suchte durch noch andere Gerichte den Geschmack des Städters zu befriedigen. Doch der saß vornehm da und rührte kaum Dieses oder Jenes an. Der Hauswirth, auf heurig Stroh gesteckt, fraß nur Spelt und Trespe und überließ dasjenige, was am besten schmeckte, allein dem Gaste.

Ich muß dich doch etwas fragen, begann endlich die Stadtmaus: Wie kannst du hier auf diesen wilden Höhen das Leben ertragen? Wie wär's, wenn du den rauhen Wald verließest, um mit mir zu ziehen? Ich rathe dir, den Aufenthalt bei Menschen in der Stadt zu wählen, und weil

wir, jung und alt, groß und klein, doch dem Tode nicht entfliehen können, so laß dir's angelegen seyn, so lange du noch da bist, froh dein Leben zu genießen. Nur gar zu schnell entfliehen die Tage!

Die Landmaus fühlte das völlige Gewicht dieser Rede, und mehr bedurft' es nicht, zur Reise nach der Stadt sich zu entschließen. Behend sprang sie aus ihrem Loch, und Beide eilten fort, um durch die Mauer noch in dieser Nacht sich in die Stadt zu schleichen. Auch schon um Mitternacht erreichten sie den stattlichen Speisesaal im Hause eines reichen Mannes. Sie sahen des glühenden Purpurs Pracht auf elfenbeinernen Gestellen. Hier standen in Körben noch Ueberbleibsel von dem großen Mahle, daß man erst gestern gehalten hatte. Auf schöne Purpurdecken hieß der Städter seinen Landgast sich nun gemächlich strecken. Gleich einem aufgeschürzten Wirth lief er emsig hin und her und trug ihm ein niedliches Gericht nach dem andern auf, bedachte sich aber zuvor selbst, bei Allem was er brachte, gleich allen naschhaften Dienern.

Ganz bezaubert von ihrem Glück fing die Feldmaus an, sich behaglich zu strecken, und Alles was da war, schmeckte ihr trefflich. — Doch plötzlich knarrte zum Unglück die Saalthür und jagte die schreckenvollen Schlemmer von den Purpurdecken

hinweg. — Zitternd rennen sie hin und her, und wollen hinaus. —

Todängstlich hören sie jetzt mit Beben die großen Hunde fürchterlich bellen. —

Ich danke herzlich, spricht die Landmaus, für dies schöne Leben! — Mein Loch im Walde soll bei schlechten Wicken und freier Sicherheit künftighin mich beglücken!

20. Eine Spinne und eine Fliege.

Eben hatte eine Spinne einen guten Fang gethan. Das Mahl war geendet und behaglich schaukelte sie sich nun in ihrem Netze, das von der allbelebenden Sonne durchstrahlt wurde. Nicht weit davon saß auf einem Blatt eine Fliege. Groß, glatt und wohlgenährt drehte sie ihre tausend Augen nach allen Seiten, putzte sich mit behenden Füßen Kopf, Rücken und Flügel, und konnte mit diesem kleinen Geschäfte nie zu Ende kommen.

Ein herrlicher Leckerbissen! dachte die Spinne. Zwar bin ich jetzt satt, aber ein kleiner Vorrath könnte nicht schaden.

Wie geht's, Freundin? war die Anrede. Hast du nicht Lust, mich in meiner luftigen Wohnung zu besuchen? Zwar muß es sehr angenehm seyn, so wie ihr, frei in der Luft umher zu schwärmen;

aber es ist auch kein geringes Vergnügen, wenn man sich, so wie ich, schaukeln kann. Versuche es nur! Man darf sich dabei gar nicht anstrengen, sondern wird von jedem sanften Winde bald hierhin, bald dorthin getrieben.

Hm, meinte die Fliege, deine Schaukel muß doch sehr unsicher und gefährlich seyn. Ich sehe dort unten schon sechs von meinen Gefährten liegen, die wahrscheinlich durch einen unglücklichen Fall ums Leben gekommen sind. Nimm es mir also nicht übel, daß ich deiner Aufforderung nicht Gehör gebe.

Ein Thor, den das Unglück Anderer nicht klüger macht! —

21. Die Gänse.

Eine von den Gänsen in einer kleinen Heerde war sehr neidisch. Eben sah sie die Hausfrau in ein Faß das Futter schütten, welches sie alle genießen sollten. Sie watschelte rasch und hastig auf dieses Gefäß los, um die erste zu seyn, damit sie alles genießen könnte, und die übrigen nichts finden sollten. Diese wackelten auch schnell daher. Da jene nun sah, sie könnte von diesen gestört werden, sprang sie in das Gefäß hinein, damit sie nichts genießen könnten. Jetzt, als die Uebrigen

kamen, saß die alberne Gans in dem Gefäße; sie konnte aber selbst nicht fressen, denn die Uebrigen bissen so wüthend und böse auf sie hinein, daß sie aus dem Gefäß wieder herausspringen mußte, ohne nur einen Bissen, ein Korn von der vielen Nahrung genießen zu können, die für alle zur vollen Genüge war aufgeschüttet worden. Das neidische Thier mußte nun hungern, und hatte sich noch obendrein viele Feinde gemacht.

22. Die jungen Schwalben.

»Heute wollte ich, sagte eine alte Schwalbe zu ihren Kindern, das erste Mal mit euch ausfliegen; der Wind aber stürmet zu heftig: ich fürchte, ihr würdet unglücklich seyn.«

»Aber, Mütterchen! sagte eines ihrer Kinder, sehet, wie stark ich bin, wie ich alle meine Federn habe; ich fühle mich, daß ich gegen den Wind meine Kräfte aufbieten kann, ohne Schaden zu nehmen.« —

Die junge Schwalbe steckte ihren Kopf über das Nest hinaus. »Mutter, — sagte sie, — der Wind hat sich gelegt, es ist ganz angenehmes Wetter.« —

»Kind, antwortete [die Mutter, das bildest du dir ein. Deine Neigung ist stärker als dein

Verstand, der den Ausflug dir heute abrathen muß. Verachtest du den Rath, den deine Mutter dir giebt, und den dein eigner Verstand dir auch geben muß, so wirst du gewiß unglücklich werden.« —

Die übrigen jungen Schwalben dankten ihrer Mutter für den guten Rath, und hatten keine Lust eher auszufliegen, als die Mutter es für dienlich und rathsam finden würde.

Kaum hatte die Mutter das Nest verlassen, so bezeigte jene Schwalbe neue Lust zum Ausfliegen. »Liebes Geschwister, sagte sie, wer weiß, ob morgen und übermorgen der Wind nicht heftiger seyn wird, als heute. Ich habe meinen Kopf schon einige Mal wieder zum Nest hinausgesteckt; ich versichere euch, der Wind hat sich ganz gelegt. Es ist so lieblich, so angenehm.«

»Mache, was du willst, sagten diese: die Mutter meint es gut mit uns, und ist klüger als wir, Will sie uns begleiten, dann fliegen wir aus.«

»O ihr seyd feige Geschöpfe! antwortete die junge Schwalbe. Ihr werdet sehen, ich komme munter und vergnügt wieder zurück, und lache euch, die ihr älter seyd, als ich, weidlich aus.« —

Sie versuchte darauf ihre Flügel, und dünkte sich stark genug, ausfliegen zu können.

»Wir bedauern dich, sagten die übrigen jungen

Schwal=

Schwalben, doch wollen wir dir Glück auf die Reise wünschen.«

Der kleine Waghals lächelte und flog getrost fort.

Kaum war die junge Schwalbe dem Nest entflogen, so wehete ein neuer Wind, der viel heftiger war als zuvor, und warf die Schwalbe zu Boden. Eine Katze, auf der Erde lauernd, fuhr auf sie los. Das arme Schwälbchen sammelte seine Kräfte, und es gelang ihm, sich aufschwingen und den Nachstellungen der Katze entkommen zu können.

Die Mutter hatte doch recht, dachte die Schwalbe, du hättest ihr folgen sollen. Jetzt ist es Zeit, wieder zurück zu kehren; du darfst aber deinem Geschwister davon nichts merken lassen, sonst bist du dem Gelächter desselben ausgesetzt.

Schon hatte sie sich wieder in die Höhe geschwungen, und glaubte außer aller Gefahr zu seyn; aber ein neuer Sturm entstand und warf sie noch gewaltsamer auf den Boden, als das erste Mal, so sehr sie auch alle ihre Kräfte anstrengte, diesem neuen Unglück zu entgehen. Da lag sie nun zwischen Leben und Tod. Einige Knaben sahen sie liegen, ergriffen sie, und drückten sie wider ihren Willen so sehr, (denn sie wußten nicht mit jungen Vögeln umzugehen), daß sie unter den Händen derselben sterben mußte. Als sie todt war, warfen die Knaben sie wieder von sich.

Die Nacht brach herein; die junge Schwalbe kam noch nicht zurück. Die Mutter jammerte und erwartete sie am andern Tage, aber diese Hoffnung war vergeblich. »Ja, ja, klagte sie, mein armes Kind ist unglücklich gewesen. Wer weiß, ob es nicht gar sein Leben eingebüßt hat.«

Nach einigen Tagen wurde das Wetter schön, der Wind hatte sich gelegt, und die Mutter der Schwalben sagte, sie dürfte nun kein Bedenken mehr haben, mit ihnen ausfliegen zu können. Da freueten sich die Jungen, und schlugen vor Entzücken mit ihren kleinen Flügeln. Der Zug begann. Alles ging herrlich und gut. Bald schwangen sie sich höher, bald stiegen sie tiefer zur Erde nieder. Indem sie so hernieder sanken, sahen sie ihre verunglückte Schwester auf der Erde todt liegen. Sehr betrübt war die Mutter, als sie sah, daß ihre Besorgnisse gegründet gewesen waren. —

Man hat immer Schaden davon, wenn man sich mehr Kräfte zutrauet, als man wirklich hat. Wohl dem, der guten Rath annimmt! Andere können uns oft weit genauer prüfen, was und wie viel wir vermögen, als wir uns kaum selbst prüfen können.

23. Ein Esel, ein Fuchs und ein Löwe.

»Wie kümmerlich du dich hier nähren mußt, sagte einmal der Fuchs zu dem Esel, ich kann dir

eine schönere Distelweide in jenem Walde anweisen, wenn du mir folgen willst.«

Beide trabten fort. Kaum aber hatten sie dem Walde sich genähert, als der Löwe fürchterlich brüllend ihnen entgegen kam. Zitternd wollte der Esel der nahen Gefahr entrinnen, lief, schwankte und — fiel. Der Fuchs hielt Stand. »Herr, sprach er, indem er sich dem Löwen näherte, wie glücklich bin ich, heute gerade dich zu treffen! Siehe mein Wunsch ist erfüllt! Ich bringe dir jenes feiste Thier, den Kern des Eselstammes, zum Frühstück.«

»Zur Mahlzeit diene es mir, fiel der ernste Löwe ihm ins Wort, dich selbst wähle ich zum Frühstück.« — So sprach er und zerstückte schnell den Fuchs.

24. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der allezeit sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod.

Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; — denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher seyn kann! — Sie freueten sich vielmehr über sein herannahendes Ende.

Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen zugefügt hatte, wollten nun ihren alten Haß an ihm auslassen.

Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe.

Das edle Pferd allein stand dabei, ohne ihn zu beleidigen, ungeachtet der Löwe dessen Mutter zerrissen hatte.

»Und du vereinest dich gar nicht mit uns, fragte der Esel, — den alten Bösewicht zu züchtigen?« — Ernst antwortete das Pferd: »Ich halte es für niederträchtig, an einem Feinde mich zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann.«

25. Zwei Sperlinge.

In einem trocknen Mißjahre wurden zwei Sperlinge hart vom Hunger gequält. —

»Fliege noch ein Mal umher, Bruder, sprach der Schwächste von ihnen, und sieh dich um, ob du irgendwo Nahrung entdeckst. Gern flög' ich mit, aber ich kann nicht mehr. — Findest du Speise, so bringe auch mir etwas mit. Aber nur bald! denn sonst hat mich der Hunger getödtet.«

Der Stärkere versprach es, und flog aus. Das Glück war ihm günstig; denn er fand einen Kirschbaum voll reifer Früchte. O rief er aus, geborgen ist nun mein Freund und ich! — flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich, und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaaß.

Eine Stunde verfließt — und die Sonne senkt sich zum Niedergange. Jetzt will er mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde rückkehren. Aber immer ladet ihn noch eine schönere Kirsche ein; er kann sich vom Baume nicht trennen; und — bleibt bis er einschläft.

Erst am Morgen erwacht er wieder, eilt zu seinem verlassenen Freunde, und findet ihn auf dem Rücken liegend, — und todt.

26. Ein Wanderer und ein Irrlicht.

Ein Wanderer sah des Nachts auf seinem Wege ein Irrlicht, ging ihm gerade nach, kam vom rechten Pfade ab, und versank dadurch in einen tiefen Sumpf.

»Ha, verwünschtes Trugbild, rief er aus, — warum mußtest du mich hierher führen!«

»Ich dich geführt? — erwiederte das Irrlicht, um Verzeihung, ich verdiene diesen Vorwurf nicht.

Du gingst mir ja freiwillig nach. Du selbst gabst dir den Rath, mir zu folgen.«

27. Ein Wanderer und eine Quelle.

Ein Wanderer kam im heißesten Sommer zu einer Quelle. Er war stark und lange gegangen; Schweiß stand auf seiner Stirne, und seine Zunge war vom Durste fast vertrocknet. Da sah er dies silberhelle Wasser; glaubte hier neue Kräfte zu sammeln und trank mit gierigen Zügen.

Aber die schneidende, zu schnell abwechselnde Kälte wirkte so schädlich auf ihn, daß er zu Boden sank. — »Ach, schändliches Gift! rief er: Wer hätte unter einem so reizenden Anschein solch eine Bosheit vermuthet?«

»Ich ein Gift? sprach die Quelle: Wahrlich, du verläumdest mich! — Sieh', die Flur rings umher grünet und lebt durch mich. Von mir tränken sich die Heerden und Tausende deiner Brüder fanden hier Erfrischung und Labetrank. Nur Uebermaaß und Unvorsichtigkeit von deiner Seite machten dir den Genuß schädlich. Ich bin schuldlos an deinen Schmerzen und selbst an deinem Tode, sollte er dir bevorstehen.« —

III. Gedichte.

1. Der Frühling.

In seinem schimmernden Gewand
Hast du den Frühling uns gesandt,
Und Rosen um sein Haupt gewunden.
Holdlächelnd kommt er schon!
Es führen ihn die Stunden
O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen, und sie blühn;
Den Fluren kommt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder,
Der West, liebkosend, schwingt
Sein thauendes Gefieder,
Und jeder frohe Vogel singt.

Mit eurer Lieder süßem Klang,
Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen.
Entzückung reißt mich hin!
Ich will dem Herrn lobsingen,
Durch den ich wurde, was ich bin.

O Gütigster! denn wer ist gut
Wie du, der Allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem großen Plan
Erstaunte Welten stiegen,
Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wann sie blüht,
Und, ganz um unsre Lust bemüht,
Sich in des Frühlings Farben kleidet,
Und überall voll Pracht,
Selbst, wo die Heerde weidet,
In bunter Zierde duftend lacht:

Der Gottheit würdiger Altar,
Worauf das blumenreiche Jahr,
O Herr, zu deinem Wohlgefallen,
Sein süßes Rauchwerk bringt,
Indeß von Nachtigallen
Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
Das Antlitz der Natur geschmückt,
O, aller Schönheit reiche Quelle!
Dir geht kein Wesen vor!
Die reinste Liebe schwelle
Mein ganzes Herz zu dir empor!

Uz.

---

2. Der Frühlingsmorgen.

Er kommt, er kommt in seiner Pracht!
Empfangt ihn, Menschen, und erwacht!

Erwacht vom Schlaf, daß ihr ihn seht,
Wie Heil und Leben aus ihm geht.

Mit Segen ist er angethan,
Und Lust bezeichnet seine Bahn,
Deß danket feiernd die Natur.
Ein Jubel ist die weite Flur.

Ihm glänzt sein strahlend Angesicht,
Sein Frühgewand ist Purpurlicht,
Sein Flügel kühlt die stille Luft,
Sein Athemhauch ist Blüthenduft.

Er kommt, er kommt von seinen Höhn,
Ich will ihm froh entgegen gehn,
Will schmücken Seel' und Angesicht,
Gleich ihm mit unbewölktem Licht.

Er kommt; es säuselt vor ihm her
Der West, von Blüthendüften schwer;
Der Vögel lautes Jubelchor
Schwingt sich zu seinen Höhn empor.

Woher bist du im Lichtgewand?
Wer sandte dich? Sprich, wessen Hand
Hat dich mit Schönheit angethan?
Wer streut mit Rosen deine Bahn?

Von ihm bist du herabgesandt,
Hoch aus des Segens Vaterland,
Von ihm, deß Freude Wohlthun ist,
Der rund mit Segen uns umschließt.

Von seiner Vaterliebe spricht
Dein Säuseln und dein Purpurlicht,

Dein Blüthenhauch, dein Lustgesang
Und meiner Seele innrer Drang.

Ihn preis' auf dieser Morgenflur
Der laute Jubel der Natur;
Ihm sey auch dieser heiße Drang
In meiner Brust ein Morgendank!

Karoline Rudolphi.

---

3. Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht;

Du winkst, wenn dort im ungemessnen Raum
Ein Weltsystem vergeht!

Matthisson.

---

4. Frühlings-Lieblichkeit.

Hört ihr wohl der Nachtigallen
Lied erschallen?
Kehrt der Lenz auf unsre Flur?
Ja, er kommt im Rosenkleide;
Götterfreude
Schallt im Tempel der Natur.

Um die goldnen Locken winden
Blüthenbinden
Und bescheidne Veilchen sich;
So gehüllt in süße Düfte
Haupt und Hüfte,
Schmückst du, holder Frühling, dich.

Lämmer auf der Weide hüpfen,
Vögel schlüpfen
Scherzend durch den grünen Hain;
Allen giebst du neues Leben,
Alle streben
Dir ein frohes Lied zu weih'n.

Sanfte Turteltäubchen girren,
Käfer schwirren
Goldgeschwingt im Abendschein;
Wo die Amsel Ruhe flötet,
Seht, da röthet
Sich der alte Eichenhain.

Wo die jungen Erlen grünen,
Saugen Bienen
Süßen Honigthau vom Laub;
Seht die kleinen Heere schwärmen!
Wie sie lärmen,
Wälzend sich im Blüthenstaub!

Deinen Zauber zu enthüllen,
Zeig' im Stillen
Deinen Weg uns, o Natur!
Wenn wir deine grünen Hallen
Froh durchwallen,
Zeig' uns des Erschaffers Spur.

5. Der Sommer.

Was erwärmt mit lauem Wehen
Thal und Höhen?
Was umglüht den Horizont?
Glutherfüllte Lüfte blasen
Ueber'n Rasen,
Und die Hügel sind besonnt.

Warmer Sommer, sey gesegnet!
Dir begegnet
Gern des Dörfchens frohe Schar;
Denn du reichst auf allen Wegen
Freud' und Segen
Jedem müden Landmann dar.

Wo die schöne Hyglo *) flötet,
Schwillt und röthet

*) Die Göttin der Hirten.

Schon die Kirsch' am grünen Ast;
Seht des Waldes Scharlachdecken!
Hain und Hecken
Laben mich als Hertha's Gast.

Dort im schilfumkränzten Teiche
Bei der Eiche
Ist das Fischnetz ausgespannt;
Und die rothgetüpften hellen
Lachsforellen
Zieht der Fischer jetzt an's Land.

Wo der Mäher Sensen schwirren,
Seht, da dürren
Fluren an der Sonnengluth;
Häufelnd dreht im Wiesengrunde
Sich die runde
Dirne mit dem Sommerhut.

Wo die Bohnenlaube blühet,
O, da ziehet
Froh die Schar der Mäher hin;
Süße Milch zum Hirtenmahle
Füllt die Schale,
Und zerbrocktes (das kräft'ge) Brot darin.

Wo die stolzen Halmenfelder,
Dicht wie Wälder,
Wellen schlagen ohne Ruh,
Seht, da beugt die reife schwere
Goldne Aehre
Nun ihr Haupt der Sichel zu.

Holde Hertha, sey gepriesen!
Wald und Wiesen
Schmückest du mit Mutterhand;
Ja, du streust mit vollen Händen
Milde Spenden
Auf mein deutsches Vaterland.

Arnoldine Wolf.

---

6. Der Sommer und die Ernte.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermeßlichkeit!
Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!

Du giebst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen,
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schosst und steht bereit;

Und deine Sonn' erzeugt in seinen Aehren
Das Mark; die Wolken träufeln, ihn zu nähren;
Das Mark in seinen vollen Aehren reift:
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her und winken
Dem Säemann, bis er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite
Scheune,
Er kommt und sammelt froh, und nennt's das Seine,
So kühn, als hätt' er selber sich's verschafft.
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und
Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke,
Er ißt und geht einher in seiner Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
Dann kommen deine Thier' und du giebst allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen,
Und neues Leben strömt aus deiner Hand!

Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, — welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! Könige der Erden!
Ihr könnt Gott ähnlich, hier schon ähnlich werden,
O trinkt den Becher seiner Seligkeit!

Karoline Rudolphi.

---

7. Der Sommerabend.

Ich sitze froh in meiner Lieblingslaube,
Und lese in der Vorzeit offnem Buch.
Ein leiser Zephyr bringt im Blüthenstaube
Erquickung mir im köstlichen Geruch.
Der Sonne Purpursaum wird immer blässer,
Ihr goldner Bogen sinkt, und im Gewässer

Des stillen Stromes malt das Bild
Des Himmes sich so rein und mild.

Den fernen Berg umzieht ein grauer Schleier,
Ein dichter Nebel deckt die weite Flur,
Es schlummert schon das Thal in stiller Feier,
Ein hoher Friede wohnt in der Natur.
Der Abendglocke Ton ist längst verhallet,
Ein frohes Schnitterchor vorbeigewallet,
Und ihres stillen Dörfchens Ruh
Eilt auch die müde Heerde zu.

Nur noch der Lerche Hochgesang ertönet
Melodisch wirbelnd aus azurner Höh.
Der muntern Frösche hell Concert durchstöhnet
Die kühlen Schattengänge dort am See.
Es zirpt das Heimchen unter grünen Büschen,
Die freundlich fächelnd kühle West' erfrischen,
Und brausend tönt vom fernen Wehr
Der Wellen Tosen zu mir her.

Jetzt tritt der Mond hervor aus jenem Haine,
Und überzieht das ganze schöne Thal,
Die reiche Flur mit seinem matten Scheine;
Er übersilbert sie mit seinem Strahl.
Es zieht das Dunkel langsam sich zurücke,
Die Landschaft öffnet sich dem trunknen Blicke,
Gigant'sche Gruppen bilden sich
In Dämmerschatten rings um mich.

In banger Sehnsucht lös't sich meine Seele,
In süße Wehmuth auf mein krankes Herz;
Ein hoher Wunsch, den ich umsonst verhehle,
Durchzittert mich mit nie empfundnem Schmerz.

Was

Was ich begehre, kann kein Mensch erfüllen,
Ein Gott vermag nur meinen Gram zu stillen,
Ein Wesen suchet nur mein Blick,
Doch kehrt es nimmer mir zurück.

L. W.

---

8. An die herbstliche Natur.

Blätter fallen, Nebel steigen,
Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur:
Ehe Flocken sie umhüllen,
Rede du mit mir im Stillen
Einmal noch, befreundete Natur.

Oft hast du mit mir getrauert,
Oft mich wonnevoll durchschauert;
Deine Muttertreue lächelt; spricht,
Hier in lispelnden Gebüschen,
Dort in Farben, die sich mischen;
Winkt im Sonnenstrahl, im Dämmerlicht.

Wo der Nord auf nackten Hügeln
Braus't und wo sich Blumen spiegeln,
Bist du Wiederschein und Wiederklang
Der geheimsten unsrer Triebe;
Malst und tönest, Hoffnung, Liebe,
Freud' und Schmerz, und Klag'= und Trostgesang.

Freude, wenn, umjauchzt von Hirten,
Sich mit Glanz die Berge gürten,

Mit des jungen Maitags erstem Glanz,
Liebe, wenn sich Reben winden,
Rosen küssen, Bäche winden
Und die Aue lacht im Hochzeitkranz.

Wehmuth, wenn des Tags Getümmel
Nun verstummt; am grauen Himmel
Unbewegt die Abendwolke steht;
Lustgehölze sich umdüstern,
Und der Wind mit bangem Flüstern
Nur im höchsten Laub der Pappel weht.

Hoffnung blickt im Sternlein nieder,
Das nach schwarzen Stürmen wieder
Freundlich aus dem Nachtgewölbe tritt:
Und in goldner Morgenröthe
Singt zur ländlichfrommen Flöte
Jeder Hain; die Staude säuselt mit.

Unbefangne Mädchenherzen
Läßt ihr kindlichfrohes Scherzen
Oft ein Bild im Sommerabend sehn,
Wenn in hellen blauen Lüften,
Wie auf lämmervollen Triften
Schön gepaarte Silberwölkchen gehn!

Aber aus entweihten Gründen
Flieht dein süßes Mitempfinden,
O Natur! die öde Quelle rauscht
Ohne Liebe: sprachlos flüstern
Zweige, die sich nie verschwistern,
Wo im Blüthenstrauche Bosheit lauscht.

Sie umringen leere Schatten,
Taube Wälder; auf den Matten
Ist der Blümchen keines ihr verwandt;
Segen krönet nicht die Garben,
Und des Regenbogens Farben
Schmücken nicht der Eintracht Festgewand.

Wie er zagt in sichrer Höhle,
Der Verräther, dessen Seele
Jedes dumpfere Getöse schreckt!
Lauter Stimmen, die dem Rächer
Rufen! Denn zum Mitverbrecher
Wird der Fels, der einen Frevler deckt.

Selig, wer mit immer reinen
Händen dir in dunklen Hainen,
Allernährerin! sein Opfer bringt;
Wer von lichtumfloßnen Hügeln
Auf des Morgenwindes Flügeln
Sich in deinen höhern Tempel schwingt.

Dreimal selig die Getreuen,
Dich sich deiner Einfalt freuen,
Deine Schönheit seh'n mit lauterm Sinn!
Unter Erdenmelodieen,
Zwischen Rosen, die verblühen,
Führst du sie zum Unsichtbaren hin.

Die vom Lenz verjüngte Wiese
Zeigt uns künft'ge Paradiese;
Friede, wie der Thau von oben, mild,
Unvergänglich, wie die Sterne —
Friede schimmert aus der Ferne,
Wenn die Sonne sich in Purpur hüllt;

Gleich dem holden Gottesfrieden,
Der ein Traumgesicht dem müden
Pilger einst im heil'gen Lande gab:
Plötzlich ward die Nacht ihm heiter,
Mondesglanz zur Strahlenleiter,
Und der ganze Himmel stieg herab.

---

9. Die Herbstnacht.

Der Mond umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, mattversilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft;
Die Gluth, vom Hirtenkreis umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofthor.

Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergrau'n gehüllt,
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bleicher siecher Schein
Erlischt im Dorf am Tannenhain.
Des Seigers Goldblatt blinket matt,
Umflort vom feuchten Nebelrauch;
Und ängstlich zuckt am Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Verachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
Doch Frühroth hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken flieh'n zerstreu't,
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Duft's beraubt,
Da durch die Nacht der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt.
Der weise Glaube fühlt als Gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschooße ruht
So achtlos bei der Blitze Gluth.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl — Unsterblichkeit.

10. Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder;
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube,
Aus dem Rebenlaube,
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche, mit Streifen
Roth und weiß bemalt.

Sieh, wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt;
Dort mit leichten Schritten,
Jene gold'nen Quitten
In den Landhof trägt.

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh:
Bunte Bänder schweben,
Zwischen hohen Reben,
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

11. Der Herbst.

Du schiltst den Herbst, den lieben wackern Jungen
Mit braun und rothem Angesicht?

O wär' sein Ruhm nicht schon zu oft besungen,
Ich säng' ihm gern ein Lobgedicht!

Sieh' ihn nur an! dort treibt er aus den Hecken
Goldammern und den lust'gen Staar;
Schlägt hier zum Scherz Wallnüsse mit dem Stecken
Und stachelnde Kastanien gar.

Mag's immer seyn, daß er mit gelben Borten
Sein dunkelgrün Gewand besetzt;
Ei! dafür ist er auch vom Waidmannsorden,
Den jedes Mädchen liebt und schätzt.

Der Morgen graut; der Herbst steigt von den Bergen,
Und wandelt nach dem Vogelheerd
Zum Drosselfang — o strich' er nur mir Lerchen, —
Beim Pan! er wär' mir doppelt werth.

Dort ist er wieder: aus der Jägertasche
Guckt Hasenschwanz und Repphuhnskopf.
Brav! dazu schmeckt des Abends eine Flasche,
Und freudig springt der ält'ste Pfropf.

Er selbst hat ja den edlen Saft gegeben:
Am Fasse lies't man Tag und Jahr:
Auch heuer steh'n auf unsern Hügeln Reben,
Und, wie mich dünkt, nicht unfruchtbar.

Ha! seh't den Schelm! leicht sind ihm Maskeraden,
Dort trägt er selbst die Götterkost:
Die Butte ist mit Trauben hoch beladen,
Verfolgend raubt das Bienchen Most.

Noch nicht genug; der Herbst ist auch ein Maler
Von kräft'gem Colorit und Styl.

Fürwahr! der Lenz ist gegen ihn ein Prahler
Mit seinem bunten Blumenspiel.

Seh't jenen Fels rothgülden überzogen;
Jüngst gab's dort nur ein grün Spalier.
Das Waldgebirg' mit braunen Blätterwogen
Gleicht Tempelhallen von Porphyr.

Und dort, o seh't die lange blaue Traube,
Vom Herbst so duftig überhaucht!
Ihr Teller von olivengrünem Laube
Scheint rings in Amaranth getaucht.

Des Gärtners Hand hat sie mit Netzen,
Die er vom Jäger lieh, ummascht,
Daß nicht der Spatz, den kecken Gaum zu letzen,
Sie, kaum gereift, zuerst benascht.

So dient oft Flor zu nicht zu strenger Hülle
Des Schönsten, was Natur verlieh —
Sag', beut der Herbst mit seiner Wunderfülle
Nicht Stoff zur schönsten Poesie?

---

12. Der Herbstmorgen.

Die Berge stehn im Sonnenstrahl,
Im Nebel liegt das weite Thal.
Des Waldes Wipfel, matt besonnt,
Umzieht ein grauer Horizont.

Der Wandervögel Schaaren ziehn
Zum Süd, wo frische Blumen blühn.
Der muntern Lerche Jubel nur
Durchtönet noch die öde Flur.

Der Bäume buntgefärbtes Laub
Entwirbelt rauschend in den Staub,
Und ihres Sterbekleides Zier
Vermodert ungesehen hier.

Die Sonne steigt, der Nebel fällt!
Vom vollen Sonnenstrahl erhellt,
Prangt jugendlich der Tannenwald
Und trotzt der Stürme Allgewalt.

Seht seiner Nadeln frisches Grün!
Dürr und entblättert neiden ihn
Die Haine, deren Blätterpracht
Einst seinen mildern Reiz verlacht.

Ein schöner Saatenteppich schmückt
Ringsum die Felder; sanft erquickt
Das Auge sich am Grün der Au,
Wie an des Himmels klarem Blau.

Ob trauernd, blattlos und erstarrt,
Der Baum des Wintertodes harrt;
Seht ihr die zarte Knospe nicht,
Die Blatt und Blüthe neu verspricht?

Es wog' und stürme immerdar:
Des Sehers Auge, sonnenklar,
Dringt durch den Sturm in's Land der Ruh,
Und lächelnd drückt es Hoffnung zu.

Im Nebel liegt des Lebens Thal,
Dem Glauben winkt im Sonnenstrahl
Die Höhe, wo der Friede thront,
Und Seligkeit die Tugend lohnt.

Nöldeke.

13. Des Herbstes Schönheit.

Wenn der Herbst in feierlicher Wonne
Auf dem Fittig leiser Lüfte schwebt,
Und das Gold der hellen Mittagssonne
Durch der Bäume licht're Schatten bebt;
Wenn, dem Abend ähnlich, kühl und milde
Er die Welt mit süßem Frieden tränkt,
Und auf saatenlastete Gefilde
Hoffnung neuer Segensfülle senkt:

Dann entflieht vor seines Ernstes Blicken
Zwar des Lenzes heit're Jugendlust;
Aber dennoch flößt auch er Entzücken,
Flößt auch er Begeist'rung in die Brust.
Ihm, als Genien, zur Seite schweben
Seelenstille, die sich sinnend freu't,
Und Erinn'rung, die zum Frühlingsleben
Herbstesleben liebevoll erneu't.

O wie herrlich strahlen nicht die Farben,
Die in ihren Zauberbildern glüh'n!
Selbst die Rosen, die im Sommer starben,
Sieht sie oft im Herbste schöner blüh'n.
Und auch sie, vom Himmel uns verliehen,
Jeden Erdenkummer zu zerstreu'n,
Auch die Hoffnung nah't, und Blumen blühen
Rings empor in ihrem holden Schein.

Tröstend zeigt sie uns in jedem Keime,
Der aus weicher Erde sich enthüllt,
In den Knospen halb entlaubter Bäume,
Schon von fern des künft'gen Lenzes Bild.

Aber dieser Friede, diese Wonne,
Die den Herbst so mild umfließt,
Dies Gefühl, das jeden Strahl der Sonne
Als den letzten dankbar froh begrüßt,

Und dies Ahnen, und dies frohe Warten
Auf das Jahr, das einst uns wiederkehrt,
Und nach kurzer Trauer, Flur und Garten
In der Jugend Lichte neu verklärt:
Ist das Alles nicht ein Bild der Freude,
Der ein unbewölkter Herbst uns weih't,
Wenn im purpurfarbnen Feierkleide
Er des Friedens gold'ne Schale beut?

Ja, das Alter, so des Menschen Leben,
Wie der Herbst des Jahres Leben schließt,
Kann den Geist zu Seligkeiten heben,
Wie im Lenze selbst ihm keine sprießt.
Von den steilen kühn erstiegnen Höhen
Blickt voll Ruh' er in das Thal zurück;
Sieht noch einmal jede Blum' entstehen,
Grüßt noch einmal jedes stille Glück!

Aber lächeln einzig seinen Blicken
Freuden schon genoss'ner Lebenslust?
Strahlt nicht auch, mit himmlischem Entzücken
Ihm die Zukunft Frieden in die Brust?
Ja, die Zukunft, so die düstern Stunden
Bangen Grams mit Morgenroth begränzt,
Wird am seligsten erst dann empfunden,
Wenn ihr Licht dem Auge näher glänzt.

Nur aus bleicher Ferne fällt sein Schimmer
Auf den kaum betret'nen Pilgerpfad;
Doch er läutert, mehrt und stärkt sich immer,
Wie das Ziel der großen Hoffnung nah't!
So verherrlicht Gottes hoher Segen
Den Bewährten in der Prüfungszeit;
Strahlt am hellsten seinen Wegen,
Und verkündet ihm Unsterblichkeit.

---

14. Die Winterlandschaft.

Es hüllt in einen weißen Todtenschleier
Ihr Antlitz die verbleichende Natur;
All überall herrscht tiefe ernste Feier
Und düstres, wehmuthsvolles Schweigen nur.

Verheerend streifte über grüne Matten
Der rauhe Nord, es fiel das Prachtgewand
Des Waldes, wo in den verschwiegnen Schatten
Das Herz einst Ruh' und süße Labung fand.

Vom Berge rauscht nicht mehr die Cascatelle
Ins stille Thal mit lautem Sprudelklang.
Es steht vom Frost erstarrt die Silberquelle,
Um welche Flora Blumenketten schlang.

Und doch wie reizend, o Natur! Es schauet
Mein Aug' entzückt das helle Schneegefild,
Den Berg, der dort in weiter Ferne blauet,
Und rings Gestalten, regellos und wild.

An Baumeszweigen prangen weiße Flocken,
Wie einst im Wonneglanz ihr Blüthenkranz.
Ein Westhauch fächelt, und die krausen Locken
Erzittern schillernd, in der Sonne Glanz.

Wie rosig strahlt die Flur im Wiederscheine,
Wie laut erklingt des glatten Stroms Krystall!
Wie färben sich mit Purpurgluth die Haine!
Wie funkelt, leuchtet, glänzt das weite All!

Im Schooß des stillen Thales ruht, umwallet
Von zartem Nebelduft, die Stadt wie schön!
Und durch die schweigende Natur erschallet
Der Silberschellen fliegendes Getön.

Die Sonne sank, ein dichter Schlei'r umwebet
Mit Finsterniß das schimmernde Gefild,
Und in der Nacht, die schwarz hiernieder schwebet,
Erblick' aufschauend ich des Grabes Bild.

Doch siehe! am azurnen Himmelsbogen
Hellleuchtend dort des Mondes Angesicht;
Er kommt mit Siegesglanz herangeflogen,
Und rings verklärt die Flur ein mildes Licht.

O Zauberschein! du strömest sanft und leise
In's stille Herz Gefühl der höhern Welt,
Du lächelst freundlich, wie im Tod der Weise,
Wenn dieses Lebensdunkel ihm sich hellt.

Ein gottgesandtes, wundersüßes Ahnen
Ergreift den sterbenden, entzückten Geist,
Zur Heimath flieget er auf lichten Bahnen,
Wo Sonn' um Sonn' im Sphärentanze kreis't.

So kann, Natur, dein Reiz uns nimmer alten,
So rührst du stets mit mächtiger Magie,
Und in den rastlos wechselnden Gestalten
Erkennen wir nur Ordnung, Harmonie.

Ja, diese öde Leichenhülle,
Die ringsumher jetzt die Gefilde deckt,
Sie bringt die Kraft, die einst in reicher Fülle
Zu süßem Duft die Lebensblüthe weckt.

A. C. Lindenhan.

---

15. Beim Sonnenuntergang, am ersten Januar.

Die Sonne sinkt auf Schneegebirgen nieder;
Vollendet ist des Jahres erster Tag.
Aus Norden schwebt auf schaurigem Gefieder
Die stille Nacht ihm nach.

In heil'ger Ruh' liegt die Natur begraben,
Mit Angstgeschrei schwebt um ihr Sterbekleid
Ein trauernd Liebespaar verlass'ner Raben
In banger Dürftigkeit.

Das Gold erblaßt am violettnen Saume
Des blauen Himmels, der das Land begränzt;
So welket oft die Frucht am Hoffnungsbaume,
Die uns so schön geglänzt!

Wie Mancher webt in goldnen Phantasieen
Sich heut' ein Bild des Glück's! Die Zukunft lacht;
Und wird des Jahres letzter Tag verglühen,
So deckt ihn Todesnacht.

Der Jüngling denkt des Frühlings Blumentage,
Der süßen Wonne schon am Mädchenarm;
Und tönt der Nachtigall verliebte Klage,
So füllt ihn Gram und Harm.

So taumelt unter tausend Schreckens-Scenen
Das kurze Leben dieser Pilgerzeit,
Bald unter süßen Träumen, bald in Thränen,
In's Grab der Ewigkeit!

---

16. Dank für den Winter.

Nicht für der Felder Segen nur,
Auch für den Schlummer der Natur,
Für Frost und Winter danken wir,
Herr, unser Gott und Vater, dir.

Zwar liegt ihr grüner Schmuck zerstört,
Von Frost und Eis und Sturm verheert;
Ein stilles, weißes Grabgewand
Deckt Berg und Hügel, Thal und Land.

Doch hegt die Erde, still und groß,
Die zarte Saat in ihrem Schooß,
Die sich im Frühling segensvoll
Entwickeln, und uns nähren soll.

Wie viele Freuden danken wir
Selbst in des Winters Tagen dir,
Der du so väterlich uns trägst,
In unsrer Hütt' uns wärmst und pflegst.

Herr, jeder Wechsel unsrer Zeit
Entflamm' uns zu der Dankbarkeit,
Die deinen Willen gern erfüllt;
Denn du bist immer gut und mild.

---

17. Winter-Oede.

Der rauhe Nord stürmt jetzt die letzten Spuren,
Ehrwürd'ger alter Hain! von deinem Grün herab;
Und frischgefallner Schnee wölbt euch, geliebte Fluren!
Ein langes winterliches Grab.

Rings um mich her herrscht melancholisch Grausen,
Ein finst'rer Nebel deckt das abgestorb'ne Feld;
Wo sonst der Bach gerauscht, hör' ich den Waldstrom brausen,
Vom langen Regen aufgeschwellt.

Der schöne See, der seinen blauen Rücken
In finst're Wellen bog, und friedsam murmelte,
Wirft schäumend seine Fluth, die Sturm und Wolken drücken,
Mit schwarzen Wogen in die Höh'.

Auf diesem Fels, wo ich der Schöpfung Feier
In's Unermeßne sah, in Wollust mich verlor,
Zieht dem begränzten Blick jetzt einen grauen Schleier
Das Schneegewölke neidisch vor.

Der Sänger Chor, der unter sicherm Laube
Der Allmacht Wunder pries, vom Echo nachgehallt,

Er

Er ist verstummt — Nun schreit froh über schnödem Raube
Der öde Rabe durch den Wald.

Du frommes Schaf, das uns're Blöße decket,
Suchst kümmerliches Gras tief unterm kargen Schnee;
Der arbeitsame Stier, der seinen Nacken strecket,
Brüllt hungrig nach verdientem Klee.

Den bangen Hirsch entführt die Noth in's Freie,
Unglückliches Geschöpf, o rette dich! es schallt
Das räuberische Horn, und führt mit schnellem Bleie
Gewissen Tod im Hinterhalt.

Natur, o wie so tief bist du gesunken!
Verwüstung, Raub und Mord stellt meinem Blick
sich dar!
Ist das die Flur, wo sonst, von Wonne trunken,
Mein Auge ganz Empfindung war?

Und du, mit der des Lebens Rest zu theilen
Mir mehr, als alles ist, wo, Phyllis, bist du hin?
Ich Einsamer! der ich viel weite lange Meilen
Aus deinem Arm gerissen bin —

Ich klage hier. — Doch nein, ich will nicht klagen.
Wer schrieb dem Sturme Lauf, mir Unterwerfung vor?
Ist's nicht der Weiseste? — Und blinde Zweifel wagen
Kann nur der Maulwurf und der Thor.

Sieh, Murrender! die Sonn' auf einmal blinken;
Mit sieggewohntem Strahl der Dünste Heer zerstreu'n;
Die Wolken flieh'n, der Sturmwind schweigt, die Ne-
bel sinken,
Und neues Leben athm' ich ein.

---

18. An den Winter.

Winter, ha! ob deinem Grimme
Deiner Stimme
Bebt Pallast und Halmendach.
Greis im grauen Nebelkleide,
Wald und Haide
Zittern deinem Fußtritt nach.

Furchtsam treten wir dir näher,
Schlossensäer
Mit dem weißgereiften Haupt,
Denn dein Hauch bringt Hagelregen
Uns entgegen,
Der dem Hain die Zierde raubt.

Ha! du stäubst von Silberlocken
Weiße Flocken,
Und der Murmelbach gerinnt;
Weißgepudert stehn die Haine,
Feld und Zäune,
Wenn dein rauher Nord beginnt.

Des Gefieders Chöre schweigen:
In den Zweigen
Wohnt nicht mehr die Sängerin;
Kraniche sieht man entfliehen,
Störche ziehen
Schaarenweis' nach Süden hin.

Um von eignem Fett zu zehren,
Sich zu nähren,

Gräbt in Höhlen sich der Dachs,
Scheut des Winters ernste Miene,
Selbst die Biene
Schließt ihr Zellchen zu mit Wachs.

Dort im hohen Nordschein weilen
Feuersäulen
Auf der weißen Berge Haupt,
Und die Schneegans an dem Belte
Weicht der Kälte,
Und der greise Eisbär schnaubt.

An der Brunnenröhre prangen
Lichte Stangen
Wie geschliffener Krystall;
Wo die Muschelgrotte glimmert,
Seht, da schimmert
Schon das Eis am Wasserfall.

Grauser Winter! alles zittert,
Friert und knittert,
Wenn dein Hauch durch Wälder saus't;
Deinem rauhen Odem weichen
Selbst die Eichen,
Wenn er wild ihr Haupt zerzaus't.

Doch auch du hast eigne Freuden
Zu vergeuden,
Dir auch töne mein Gesang!
Bei der Wintertage Feier
Schallt die Leier,
Und des Hifthorns Wirbelklang.

Dort am grauen Drůdensteine
Spůrt im Haine
Mensch und Hund dem Wilde nach;
Die gespickte Jågertasche
Mit der Flasche
Hångt am Ast beim Silberbach.

Gleitend ůber Berg und Hůgel,
Wie Geflůgel,
Klingen Schlitten dort in Reih'n;
Harmonie in ihr Gelåute,
In die Weite
Flammt ihr heller Fackelschein.

Auf dem Spiegelteiche drehet,
Kalt umwehet,
Sich der Schlittschuhlåufer=Kreis;
Ihre Lust ist zum Beneiden!
Namen schneiden
Sich mit Schnelligkeit in's Eis.

Dort im wohldurchwårmten Zimmer
Strahlt der Schimmer
Von des Kronenleuchters Glanz;
Hörner tönen und Schalmeien,
Bunte Reihen
Drehn den deutschen Wirbeltanz.

Wo in kleinen wilden Schwårmen
Knaben lårmen,
Steure sanft des Vaters Hand.
Seht des Såuglings holde Zůge,
Bei der Wiege
Spinnt die Mutter sein Gewand.

Du bist auch zu frohem Leben
Uns gegeben
Ernster Winter, Bild der Ruh,
Alles schläft im Mutterschooße
Unter'm Moose
Dem zukünft'gen Frühling zu.

Arnoldine Wolf.

19. Der Eisfahrer.

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher:
Der Stahl ist uns Fittig, der Himmel uns Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder! mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

Wer wölbte dich oben, du goldnes Haus?
Und legte den Boden mit Demant uns aus?
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
Zu tanzen, zu schweben im flüchtigen Saal?
So schweben wir, Brüder! mit fröhlichem Sinn
Im himmlischen Saale das Leben dahin.

Da stand sie, die Sonne, in Düfte gehüllt,
Da rauschen die Berge, da schwebet ihr Bild!
Da ging sie danieder, und siehe, der Mond,
Wie silbern er über und unter uns wohnt!
So wallen wir, Brüder! mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

Steht auf nun, da brennen im himmlischen Meer
Die Funken, und brennen im Frost um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt,
Hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.
Wir gleiten, o Brüder! mit fröhlichem Sinn
Auf Sternengefilden des Lebens dahin.

Er macht uns geräumig den luftigen Saal,
Und gab uns in Nöthen die Füße von Stahl,
Und gab uns im Froste das wärmende Herz,
Zu steh'n auf den Fluthen, zu schweben im Scherz.
Wir streben, o Brüder! mit ehernem Sinn
Auf Fluthen und Abgrund das Leben dahin.

---

20. Der Eislauf.

O seht ihr den See, wie er blinket und starrt?
Die Fläche wie Spiegel, wie Eisen so hart;
Auf! gürtet den Fuß euch, und schnallet den Stahl!
Hinab in der Wellen beeisetes Thal!

Geschwinder, geschwinder! da schweb' ich hinauf!
Wie gleitet der Boden im rollenden Lauf!
Ich selber mir Ruder und Segel und Kahn,
Wie flieg' ich hinunter die silberne Bahn!

O Wonne, die Ufer entschwinden zu seh'n!
Auf Spiegeln sich hurtig in Kreisen zu dreh'n!
Das Wölkchen des Abends zu Feuer geglimmt,
O seht wie es brennend zu Füßen uns schwimmt;

Die Sonn' und der Himmel, wie strahlend, wie rein;
Die Felder, wie blitzend von Edelgestein!

Am Ufer von Vöglein ein buntes Gemisch,
Hier unten im Grunde der spielende Fisch!

Du Zärtling, der jeglichem Nordwind erbebt,
Sein Leben im wärmenden Zimmer verlebt,
Enthebe dich, Feiger, der weichlichen Ruh'!
Verhüll' dich in Pelze, sieh staunend uns zu.

Wir spotten der Pelze, wir spotten der Ruh',
Wir fliegen und schweben auf stählernem Schuh',
Jetzt alle zerstreuet, und kreisend und frei,
Jetzt dicht an einander gekettet vorbei.

Nun sinket die Sonne, nun glühet der See,
Der Abendwind sauset, und stäubet den Schnee,
Dort über die Fläche, da seht ihr ihn flieh'n;
Geschwinder, ihr Brüder! wer haschet uns ihn?

Wir eilen, wir fliehen, wie Blitze geschwind,
Wir haschen am Flügel den sausenden Wind.
Wie glühet die Wange! wie träufet der Schweis!
Wie starren die Locken von perligem Eis!

Nun auf und nach Hause zum Liebchen und Wein!
Dann gleiten geschwinder die Gläser hinein:
Der brennende Kuß auf den zuckenden Mund
Macht Liebchen die Fülle des Lebens dann kund!

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) erschienen unter vielen andern noch folgende empfehlungswerthe Bücher.

Kinderschriften.

Mit sauber illuminirten Kupfern.

(Sämmtlich elegant gebunden.)

Bilder aus der Jugendwelt, zur Belebung des sittlichen Gefühls. Aus dem Englischen der Maria Edgeworth übersetzt von Rudolph und Luise Engel, und herausgegeben von Ernst Hold. gr. 12. Mit fein illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

Engel, Ino oder kleine Reise-Abenteuer zur Unterhaltung für die Jugend. gr. 12. Mit schönen illumin. Kupfern, gest. von Wachsmann. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Freudenreich, Dr. Julius, Arno oder bildende und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit schönen illumin. Kupfern, gestochen von Bretzing. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Hugo's und Lina's Erholungsstunden oder kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten für Kinder von vier bis neun Jahren. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

— — Similde oder moralische, bildende und unterhaltende Erzählungen für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Zweite Auflage. Mit schönen illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedberg, Dr. J. C., Erstes Buch für Kinder, als Anleitung zum Nachdenken über mancherlei nützliche Gegenstände. 8. Zweite Auflage. Mit 48 illuminirten Abbildungen. Gebunden 22½ Sgr.

Frölich, C., Ein Hundert und dreißig kleine unterhaltende Geschichten und moralische Erzählungen für die Jugend beiderlei Geschlechts. gr. 12. Weiß Druckpapier, mit 50 colorirt. Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Gebauer, (Dr. August), Vesta oder häuslicher Sinn und häusliches Leben. Zur Bildung des jugendlichen Geistes und Herzens für das Höhere. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 12 fein colorirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von Meno Haas und L. Meyer jun. Sauber gebunden 2 Thlr. 20 Sgr.

Gottschalk, M. W., Deutscher Fabelschatz, gesammelt aus vaterländischen Dichtern und für die Jugend zur Uebung im Lesen und Deklamiren. 8. Mit illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

— — Titania, oder moralische Feenmärchen für Kinder. gr. 12. Mit schönen illuminirten Kupfern, gestochen von Meno Haas. Gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Rockstroh, Dr. H., der Thiergarten zu Lilienthal. Ein unterhaltendes naturgeschichtliches Bilder- und Lesebuch für Knaben und Mädchen. gr. 12. Dritte verbesserte Auflage. Mit 20 ausgemalten Kupfern von Meno Haas. Sauber geb. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Schoppe, (Amalia, geb. Weise), Die Auswanderer nach Brasilien oder die Hütte am Gigitonhonha. Nebst noch andern moralischen und unterhaltenden Erzählungen für die geliebte Jugend von 10 bis 14 Jahren. gr. 12. Engl. Druckpapier. Mit 8 fein colorirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Schoppe, (Amalia, geb. Weise), Neue Erzählungs-Abende der Familie Sonnenfels, in unterhaltenden und belehrenden Geschichten, Mährchen, Sagen und Gesprächen. Ein Lesebuch für gute Knaben und Mädchen. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 8 fein colorirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

— — Der Bilder-Saal. Ein Geschenk für gute und fromme Kinder beiderlei Geschlechts, von fünf bis acht Jahren, die durch Lehre und Beispiel immer besser, klüger und frömmer zu werden wünschen. Oder: Geist und Herz belebende, gemüthliche Erzählungen für das zarteste Jugendalter. 8. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden.

— — Der kleine Lustgarten, oder belehrende und erheiternde Erzählungen für die liebe Jugend beiderlei Ge-

schlechts von 8 bis 10 Jahren. 8. Mit illumin. Kupfern. Gebunden.

Selbiger, Fr., Neues ABC-, Lese- und Unterhaltungsbuch zur Entwickelung der Seelenkräfte der Jugend beiderlei Geschlechts. 8. Mit illuminirten Kupfern von Meno Haas. Zweite Auflage. Sauber gebunden 22½ Sgr.

— — Neues Lese- und Unterhaltungsbuch zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens. 8. Mit ausgemalten Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 22½ Sgr.

Selchow, Dr. Felix, Europa's Länder und Völker. Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend. Drei Theile in gr. 8. mit 32 illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 1ster und 2ter Theil unzertrennlich 2 Thlr. 22½ Sgr. 3r Theil 2 Thlr. 7½ Sgr. Compl. 5 Thlr.

Sternau, Dr. Fr., Alwina. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Beförderung häuslicher Tugenden, für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit schönen illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

— — Palamedes, oder erweckende, belehrende und warnende Erzählungen für Söhne und Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit illuminirten Kupfern. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Thieme, (Moritz), Edmund und Tony, die treuen Spielgefährten. Eine Bildungsschrift für die Jugend beiderlei Geschlechts von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit 14 fein illumin. Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Hedwig's liebste Puppe. Ein Lese- und Bilderbuch für kleine artige Mädchen. gr. 12. Mit 14 fein illuminirten Kupfern, nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. 22½ Sgr.

Vollbeding, J. Chr., Ariston oder Schilderung menschlicher Geistesgröße und Herzensgüte zur Belebung der Frömmigkeit und Vaterlandsliebe in jugendlichen Herzen. 8. Dritte verbesserte Auflage. Mit 11 illuminirten Kupfern von Meno Haas und C. Maré. Gebunden 1 Thlr. 22½ Sgr.

Vollbeding, J. Chr., kleines ABC- und Lesebuch. Eine Anleitung zum schnell Buchstabiren und Lesen lernen, nebst einer Auswahl kleiner Geschichten, Denksprüche, Naturdarstellungen und Gebete, für Kinder aller Stände. 12. Dritte Auflage. Mit 24 illuminirten Kupfern. Gebunden 17½ Sgr.

Wilmsen, F. P., Apollonia. Eine Sammlung auserlesener Schilderungen und Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die wißbegierige Jugend. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 12 fein colorirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. und G. A. Lehmann. Sauber geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

— — der Mensch im Kriege oder Heldenmuth und Geistesgröße in Kriegsgeschichten aus alter und neuer Zeit. Ein historisches Bilderbuch für die Jugend. kl. 4. Dritte Auflage. Mit 7 illumin. Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 1 Thlr. 25 Sgr.

— — Die glücklichen Familien in Friedheim. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. 8. Zweite, mit 10 neuen Kupfern von L. Wolf versehene Auflage. Sauber gebunden 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Euphrosyne, oder deutsches Lesebuch, zur Bildung des Geistes und Herzens, für die Schule und das Haus. Zwei Theile in gr. 12. Zweite verbesserte Auflage. 500 Seiten. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 16 illuminirten Kupfern von Meno Haas und L. Meyer. Sauber gebunden 2 Thlr. 22½ Sgr.

— — Gustav's und Malwina's Bilderschule. Ein belehrendes Buch für Kinder, welche anfangen zu lesen. gr. 12. Mit 13 illuminirten Kupfern. Dritte vermehrte Auflage. Gebunden 1 Thlr. 7½ Sgr.

— — Jucunde. Vierzig neue Erzählungen für Kinder von 6 bis 10 Jahren. In gr. 12. auf Rosenpapier. Mit 12 fein illuminirten Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gest. von L. Meyer jun. Elegant geb. 1 Thlr. 25 Sgr.

— — Kleine Geschichten für die Kinderstube. Ein Hülfsbuch für Mütter und Erzieherinnen. 8. Zweite verbesserte Auflage. Mit 9 fein ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Miranda, eine auserlesene Sammlung bewundernswürdiger und seltener Ereignisse und Erscheinungen der

Kunst, der Natur und des Menschenlebens für die Jugend. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit zwölf sauber illuminirten Kupfern, nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. und Laurens. Sauber gebunden 2 Thlr. 20 Sgr.

Zuckschwerdt, Fr., (Königl. Lehrer am adeligen Cadettencorps in Berlin), Hermanns Tagebuch, oder der junge deutsche Patriot. Ein unterhaltendes Bilderbuch für Deutschlands Jugend, zur Erweckung und Belebung der Vaterlandsliebe. gr. 12. Zweite Auflage. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

Unter der Presse:

Lehnert, Joh. H., (Prediger zu Falkenrehde bei Potsdam), Wanderungen im Gebiete deutscher Vorzeit. Eine Auswahl lehrreicher und angenehm unterhaltender Volkssagen, zunächst für die wißbegierige Jugend. 12. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden.

Bildungsschriften für die erwachsenere Jugend.

Ewald, (Dr. Severin), Der dreißigjährige Krieg nebst dem westphälischen Frieden. Nach Schiller, Galetti und anderen Geschichtschreibern dargestellt für die Jugend und zum Selbstunterrichte. gr. 8. Mit einem schönen Titelkupfer u. Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

— — Römersinn und Römerthat. Erzählungen für die Jugend aus der alten Geschichte. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Langbein, A. F. E., Vacuna. Erzählungen für Freistunden, vorzüglich der Jugend. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 4 Kupfern nach Zeichnungen von Ramberg, gestochen v. L. Meyer jun. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Mnemosyne. Erzählungen für die Jugend. Nach dem Engl. der Maria Edgeworth. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet 25 Sgr.

Petiscus, A. H. (Professor), Cäcilie oder der Muttersegen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stände gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Selbiger, Friedrich.

Neues Lese- und Unterhaltungsbuch zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens

Berlin [1820]

Paed.pr. 4463 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11683090-9